Paed.th.
654

SEBASTIANUS PRÆPOSITUS ET ARCHIDIACONUS NATUS CHIEMENSIS.
Dominus Regit me, et nihil mihi deerit Ps: 22. v. 1.

<36602472300016

<36602472300016

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. Th.
654

Briefwechsel

Paid. 4/–

R

Briefwechsel

zwischen einem

jungen Prinzen

und

seinem Hofmeister.

Schaffhausen,

1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Plinius in der Lobr.

Denn wie gemein, wie billig ist es doch, daß wir uns, daß wir ihn glückselig preisen, und in abwechselnden Wünschen bitten, daß er doch das thun, daß er doch das hören möchte, als ob wir nichts sagen wollten, wenn er nichts gethan hätte.

Nachricht des Herausgebers.

Die Briefe, welche man jetzt herausgiebt, sind nur eine kleine Anzahl von denjenigen, welche diese Sammlung hätten ausmachen können. Man weis, daß dieser Briefwechsel in dem 1756 Jahre angefangen hat. Da er aber nicht bestimmet war, jemals öffentlich bekannt gemacht zu werden, so wurden die Briefe anfänglich hingeworfen und zerstreuet, so wie sie waren geschrieben worden. Nachher, und da der Hofmeister wahrgenommen, daß sein durchlauchtigster Zögling anfieng, seinen Geist, und den Charakter seiner Seele immer mehr und mehr zu entwickeln, dachte er, diese Briefe würden wesentlich dienen können, beyde den Reichsständen bekannt zu machen, welchen er, nach den Reichsgrundgesetzen, von der Erziehung des Prinzen Rechenschaft zu geben hatte. In dieser Absicht sammelte er

er also gegen den Reichstag 1760 die Briefe, welche man noch wieder finden konnte, und legete sie darauf dem geheimen Ausschusse der Stände vor. Man weis gar wohl, daß Seine Excellenz, der Herr Reichsrath Graf von Scheffer, bey Hervorbringung dieser Sammlung, eben derjenigen, welche man jetzt an das Licht stellet, vornehmlich gebethen hat, man möchte wohl Acht darauf haben, daß die Briefe des Prinzen völlig so geblieben wären, als er sie aufgesetzet hätte, ohne die geringste Verbesserung oder Aenderung. Dieser Umstand, welcher dieser Sammlung einen so grossen Werth giebt, hat denn auch den Herausgeber bewogen, sie in das Schwedische zu übersetzen, damit seine Landesleute erkenneten, wie frühzeitig schon die Grundsätze und Gesinnungen, welche sie heute zu Tage bey ihrem Könige bewundern, in seiner Seele gekeimet haben, und wie viel Rechnung sie sich auf die Gründlichkeit einer Tugend machen dürfen, die sich schon in einem so zarten Alter geoffenbaret hat.

Der Herausgeber gesteht öffentlich, daß er dieses Werk unternommen habe, ohne dazu berechti-

get

get zu seyn. Ihm ist bekannt gewesen, daß der Herr Graf von Scheffer in die Bekanntmachung dieser Briefe nicht hat willigen wollen, als er 1760 darum ersuchet worden, indem er sagete, seine wären sehr in der Eile aufgesetzet worden, und er hätte bey dem Schreiben derselben keine andere Absicht gehabt, als Se. Königl. Hoheit zu vermögen, darauf zu antworten, daher er zu deren Verfertigung nicht die Arbeit angewandt, welche der Vorsatz, sich von der Welt beurtheilen zu lassen, würde erfordert haben. Man hat alle Achtung für diese Bewegungsgründe, welche wenigstens die Ehrfurcht beweisen, die der Herr Graf von Scheffer für die Einsichten eines solchen Richters hat. Man hat aber nicht geglaubet, daß man sich bey dieser Betrachtung aufhalten dürfe, welche den größten Theil der Nation des Vergnügens würde beraubet haben, die ersten Jahre eines Königes zu kennen, welchen sie anbethet, und in seinen ersten Schritten, so zu sagen, den festen und gewissen Gang zu finden, womit er heute zu Tage in der Laufbahn der grossen Pflichten fortgeht, die er zu erfüllen hat.

Man wird vielleicht fragen, was für einen Bürgen der Herausgeber von der Richtigkeit dieser Briefe werde stellen können? Die blosse Erzählung, auf was für Art und Weise sie in seine Hände gerathen sind, würde hinlänglich seyn, alle Sicherheit in diesem Stücke zu geben. Diese Erzählung aber würde zu lang werden; er will sich lieber auf den Erfolg beziehen. Wenn diese Briefe nicht richtig und bewährt sind, so sieht man gar wohl ein, daß die Falschheit derselben gleich wird bewiesen, und der Herausgeber mit Schimpfe und Schande belegt werden, anstatt daß er sich um die Welt verdient machen sollte, wie er hoffet.

Uebrigens wird der König vielleicht eines Tages die Augen auf dieses Werk seiner Kindheit werfen, Er wird sich derer Verbindungen erinnern, die er mit seinem Volke eingegangen ist, welches solche fordern wird; und er wird niemals vergessen, daß die Tugend und Leutseligkeit die ersten Gerechtsamen sind, welche ihm unsere Huldigung erworben haben.

Georg Giädda.

Briefwechsel
zwischen einem jungen Prinzen
und seinem Hofmeister.

Der I Brief.

Der Herr Graf von Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Den 15ten März 1759.

Ich bin, gnädigster Herr, von allen denen Merkmaalen der Freundschaft, die Sie mir seit einiger Zeit gegeben haben, nicht wenig gerührt. Ihre Flüchtigkeit,

worüber ich mich stets beklaget habe, erschrecket mich nicht mehr so sehr, weder Ihrentwegen, noch Ihrer Freunde halber, seitdem ich gesehen habe, daß Sie fähig sind, so hintereinander an mich zu schreiben, und zwar ohne einige Antwort von mir erhalten zu haben. Ich könnte Ihnen zu meiner Entschuldigung sagen, ich hätte versuchen wollen, was für Mühe Sie sich meinetwegen geben würden: allein, ich bin viel aufrichtiger, und ich will Ihnen ohne Umstände gestehen, daß die Lustbarkeiten, die Bälle, und die Zerstreuung, worinnen ich gelebet, mich verhindert haben, Ihnen eher zu antworten. Jetzo, da die ernsthaften Beschäftigungen der Fasten auf die Vergnügungen des Carnevals gefolget sind, werde ich genauer seyn; und ich erlasse es Ihnen sogar, mir solches an zu rechnen. Ich opfere Ihnen nichts auf, wenn ich Ihnen alle die Zeit wiedme, die Sie von mir werden verlangen können. Ich werde Ihnen heute die wichtigen Zeitungen, die Sie mir gemeldet haben, schlecht bezahlen können; denn ich habe Ihnen keine zu berichten. Mich dünket, der König in Spanien stirbt sehr langsam; der

König in Portugall ist noch gut weggekommen. Dieses Jahrhundert ist sehr böse: ich merke indessen aber doch, daß ich sehr verlegen seyn würde, wenn man mir die Wahl unter denen Jahrhunderten ließe, die nicht mehr da sind. Das gegenwärtige Uebel allein rühret uns lebhaft.

Leben Sie wohl, gnädigster Herr.

Der II Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 18ten März 1759.

Sie beschuldigen mich der Flüchtigkeit, Herr Graf. Wenn es einer von uns beyden wäre, so würden Sie es seyn. Ich habe Ihnen den ganzen Winter sehr ordentlich geschrieben. Ich habe mich über Ihre Nachläsigkeit, mir zu antworten, fast in allen meinen Briefen beklaget, und es ist das erste Mal, daß ich von Ihnen Nachricht erhalte. Sie sollten mich daher nicht der Flüchtigkeit beschuldigen. Sie gestehen selbst, daß die Lustbarkeiten dieses Winters Sie verhin-

dert haben: ich weiß nicht, ob man das nicht Flatterhaftigkeit nennen würde. Wir wollen nicht mehr davon reden: Sie versprechen mir, ein ander Mal genauer zu seyn. Sie beklagen Sich über den Mangel an Neuigkeiten, und Sie haben Recht. Der König in Spanien stirbt, nach ihrem Bedünken, gar zu langsam, und ich finde ganz das Gegentheil. Wollen Sie, daß wir noch Schwarz tragen sollen? Finden Sie nicht, daß wir es schon genug getragen haben? Seit zweyen Jahren sind die Trauern eine auf die andere gefolget; und jetzo, da wir hoffen, daß sie aus seyn sollen, wollen Sie, daß der König in Spanien sterbe. Ich danke Ihnen; es ist genug für jetzo; wir haben es schon lange genug getragen.

Der III Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 25sten März, 1659

Die Farbe der Kleider, welche Sie tragen, gnädigster Herr, muß doch eine grosse Sache für Sie seyn, weil dieß das vierte Mal ist,

daß Sie einen Verdruß äussern, schwarz gekleidet zu gehen. Bach der Freundschaft, die unter uns ist, werden Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß dieses auf gut französisch ein grosser Petit-maitre heißt.

Damit ich Ihnen, wenn es möglich ist, eine Verachtung gegen diesen Charakter beybringe, so will ich die Ehre haben, Sie zu versichern, daß er Sie in den Augen der Mannspersonen erniedrige, und daß Sie dadurch allen Frauenspersonen viel weniger gefallen werden. Dieses Geschlecht, welches man beschuldiget, daß es sich zu sehr mit Kleinigkeiten beschäfftige, ist in allen seinen Urtheilen von dem unserigen überaus richtig. Es will, daß unser Geist selbst etwas männliches haben soll; und nichts ist weniger männlich, als wenn man gar zu sehr mit seinem Putze beschäfftiget ist. Ich ersuche Sie aber dennoch, diese Neigung zum Putze, welche ich tadele, nicht mit der Reinlichkeit und Achtsamkeit auf Ihre Kleidung, die ich Ihnen sehr anpreisen muß, zu vermengen. Sie haben sonst Logik und eine gute Logik in Ihrem Kopfe: in diesem Punkte aber haben Sie sich gewal-

gewaltig vergangen. Sie wollen prächtig seyn, und Sie achten es nicht, sauber zu seyn. Glauben Sie mir, ich bitte Sie darum, dieß ist ein ganz falscher Vernunftschluß; und Sie würden sehr zu beklagen seyn, wenn man bey der Bewunderung Ihrer Kleider einen Eckel vor Ihrer Person hätte. Leben Sie wohl, gnädigster Herr; ich bin lebenslang der Ihrige.

Der IV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 30sten März, 1759.

Ich habe Ihnen viele neue Zeitungen zu erzählen, Herr Graf. Der König in Spanien liegt in den letzten Zügen. Seine Krankheit rühret von dem Schmerze her, welcher durch den Tod der Königinn verursachet worden. Er hat verordnet, daß nach seinem Tode die verwitwete Königinn die Regierung des Königreiches führen soll. Diese Prinzeßinn muß sehr zufrieden seyn; sie durfte das nicht erwarten. Sie hat sich wegen

des

des Verfahrens des Königes gegen sie nur Glück zu wünschen. Es ist wahr, ihre Regierung wird von kurzer Dauer seyn: sie wird derselben aber misbrauchen können; und wer weis, ob sie sich ihrer Macht eben so leicht begeben wird, als sie solche erlanget hat. Vielleicht geschah alles das, was sie für den König von Neapolis gethan hat, nur ihren Ehrgeiz zu bemänteln, und dem Könige in Spanien desto leichter zu schaden. Es ist sonderbar und belustigend, den Unterschied der Gemüthsarten zu sehen. Wir wollen doch diejenigen untersuchen, welche heute zu Tage leben. Ich sehe auf der einen Seite einen jungen König von Spanien an dem Rande des Grabes durch den Schmerz, den er über den Verlust seiner Gemahlinn hat; auf der andern den König Stanislaus, welcher die größten Widerwärtigkeiten und die größten Unglücksfälle erfahren hat, die man nur haben kann, auf dessen Gesichte man nicht die geringste Spur der Schwermuth bemerket. Was für ein Gegensatz! Die Menschen sind sonderbar gemacht. Ich bin 2c.

Der V Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 12ten April, 1759.

Ich sage Ihnen, gnädigster Herr, vielen Dank wegen der neuen Zeitungen, welche Sie mir letztlich haben mittheilen wollen. Ich gestehe es, der Angriff auf die Person des getreuen Ministers des Königes in Portugall zeiget eine Beharrlichkeit in dem Geiste der Empörung an, die den König selbst wegen der Dauer seines Lebens noch muß zittern lassen, welches schon einmal so wundersamer Weise gerettet worden.

Man muß hoffen, der gütige GOtt werde noch über ihn wachen; und man darf dieses um so viel mehr hoffen, weil dieser Herr nur die Liebe und die Erkenntlichkeit derjenigen verdienet zu haben scheint, welche jetzt wirklich auf sein Verderben so erpicht sind. Allein, gnädigster Herr, machen Sie nicht einige Betrachtungen von einem allgemeinen Nutzen für das menschliche Geschlecht über diese besondere Verfassung des Königes in Portugall?

Ich

Ich gestehe es, mir sind dergleichen mehr als eine in den Sinn gekommen, welche ich Ihnen doch nicht eher, wie ich glaube, vertrauen darf, als bis ich von Ihnen selbst den Befehl erhalten habe, der mich dazu berechtiget. Unterdessen werde ich die Ehre haben, Ihnen heute zu sagen, daß unser gemeinschaftlicher Freund seinen Proceß verloren hat, auf welchen, wie Sie wissen, sein ganzes Glück ankam. Er ist zu Grunde gerichtet; er beklaget sich nicht. Ist das Unempfindlichkeit? Ist es Stärke des Geistes und der Vernunft? Was denken Sie davon? Seine Gemüthsart läßt mich im Zweifel. Ich bin ganz der Ihrige, gnädigster Herr; darf ich Ihnen das aber noch sagen?

Der VI Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 13ten April, 1759.

Ich danke Ihnen wegen Ihres letzten Briefes, Herr Graf. Sie beklagen mit Rechte den

König

König in Portugall, daß er sein Volk so erpicht sieht, ihm das Leben nehmen zu wollen, ohne daß er demselben Ursache gegeben hat, ihn zu hassen. Sie haben Recht, er ist zu beklagen. Allein, Heinrich der IV. war noch unglücklicher. Er sah, als Wohlthäter und Vater seiner Unterthanen, zum Lohne für seine väterliche Sorgfalt nur den Haß seiner Unterthanen. Er hatte den Trost nicht, daß er sich beklaget sah; fast ganz Europa war wider ihn vereiniget und wünschete seinen Untergang. Der König in Portugall hat den Haß seiner Unterthanen nicht verdienet: er hat aber auch nichts gethan, ihre Liebe zu verdienen. Indessen ist er doch glücklich. daß er einen wahren Freund hat, und daß er ihn hat erhalten können. Das ist ein sehr kostbarer und seltener Schatz für alle Menschen und vornehmlich für die Fürsten, der nicht stets zu finden ist. Das sind, Herr Graf, meine vornehmsten Betrachtungen über diese Begebenheit. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, wenn ich auf das Uebrige Ihres Briefes dieses Mal nicht antworte. Mein Abendessen aber, welches auf mich wartet, erlaubet es mir nicht

vol-

vollends. Ich werde auf das Uebrige mit der nächsten Post antworten. Ich bin 2c.

Der VII Brief.

Der Hr. G. v. S. an S. K. H.

Den 14ten April, 1759.

Es würde mir sehr leid thun, gnädigster Herr, wenn ich Ihre Mahlzeiten stören sollte. Ich weis, daß Sie mit dem Appetite, der in Ihrem Alter sehr gewöhnlich und gut ist, auch noch den zarten Geschmack verbinden, welcher in diesem Alter nicht so gewöhnlich, noch so gut ist. Es sey dem aber, wie ihm wolle, so muß ich mich doch mit der Entschuldigung begnügen, die Sie mir haben anführen wollen; und ich schmeichele mir, daß die Antwort, die Sie mir schuldig sind, dem ungeachtet noch kommen werde.

Sie machen über den gegenwärtigen Zustand des Königes in Portugall eine Anmerkung, die in gewissen Absichten sehr richtig ist. Es ist ohne Zweifel nicht genug, daß die Könige nichts thun,

welches die Herzen ihrer Unterthanen von ihnen abwendet: sie müssen auch noch alles thun, sie zu fesseln, und zu unterwerfen. Wir müssen uns aber hüten, daß wir den König in Portugall nicht nach diesem Punkte beurtheilen. Wir, Sie und ich, kenen die Geschichte seiner Regierung nicht genugsam, daß wir nicht Gefahr laufen sollten, eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn wir ihn nach so unzulänglichen Begriffen richten. Was weis man, ob dieser Herr nicht die Ordnung und Gerechtigkeit in seinen Staaten gehandhabet? ob er nicht sanftmüthig und gesprächig gegen jedermann gewesen? ob er nicht stets mit Vergnügen belohnet, wenn er gekonnt, und ungern gestrafet, wenn er gemußt hat? Kurz, ob er nicht ein Vaterherz gegen alle seine Unterthanen gehabt hat? Dieß sind keine von denen schimmernden Tugenden, welche ein Gerede in Europa machen; es sind aber nichts destoweniger Tugenden, welche das Volk glücklich machen, dessen Oberherr sie besitzt.

Leben Sie wohl, gnädigster Herr, ich muß schließen; ich weis, daß Sie die langen Briefe nicht lieben: ich werde aber nicht schließen, ohne

Ihnen

Ihnen dafür zu danken, daß Sie aus einem wahren und guten Freunde so viel machen: Seyn Sie versichert, wenn man den Werth dieses Schatzes kennet, so hat man ihn beynahe gefunden. Die Anziehung, welche den Grund des Weltbaues machet, hat vieleicht mehr Kraft in den Herzen der Menschen, als in der ganzen übrigen Natur.

Der VIII Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 15ten April, 1759.

Ich habe Ihren Brief, Herr Graf, diesen Augenblick erhalten. Sie werfen mir mit Rechte vor, daß ich gar zu unbedachtsam geglaubet habe, der König in Portugall hätte nichts gethan, die Liebe seiner Unterthanen zu erhalten. Ich gestehe es, man muß keinen Menschen anklagen, wenn man nicht völlig überzeuget ist, daß es mit Grunde geschehe. Wenn ich über dieses die besondern Umstände des Meuchelmordes des Königes in P . . . mit Aufmerksamkeit untersuche, so

finde ich, daß es nur eine kleine Anzahl Verschwornener gewesen, welche bey diesem Angriffe, bloß durch einen übermäßigen Ehrgeiz, und nicht durch einen persönlichen Haß, geleitet worden. Leben Sie wohl, Herr Graf. Ich werde meinen Brief nicht länger machen, da die Post diese Woche öfter geht, als die andern. Ich bin :c.

Der IX Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 16ten April, 1759.

Ich habe Ihnen in meinem Briefe vom 13ten versprochen, auf den letzten Artickel des ihrigen zu antworten. Sie melden mir, Herr Graf, eine sehr verdrüßliche Zeitung; Sie sagen, unser gemeinschaftlicher Freund habe seinen Proceß verloren, und Sie fragen mich, was ich von seiner gelassenen Aufführung denke. Es ist schwer, davon zu urtheilen. Wenn es Unempfindlichkeit ist, so ist er glücklich, daß er sein Unglück nicht empfindt. Uebersteigt er es hingegen durch die Stärke seines

Geistes, so muß man ihn bewundern und loben. Man kann in diesem Falle sagen, er habe nicht allen seinen Reichthum verloren, weil er noch einen Geist hat, der ihn die größten Abwechselungen fast heldenmüthig ertragen läßt. Sie haben mir versprochen, Sie wollen mir Ihre Gedanken von dieser Materie mittheilen. Ich bitte Sie inständig darum. Ich bin ꝛc.

Der X Brief.

Der Hr. G. v. S. an S. K. H.

Den 17ten April, 1759.

Sie haben Recht, gnädigster Herr, daß Sie unsern Freund glücklich schätzen, welcher sein Unglück so geduldig erträgt. Ich sehe aber, Sie wollen mir nicht sagen, was Sie von dem Grunde seiner Gelassenheit denken. Ich werde es also wagen, meine Meynung davon zu entdecken, ohne zu begehren, daß Sie dieselbe annehmen, wenn Sie Ihnen nicht richtig vorkömmt. Ich habe beobachtet, daß der Herr von . . . sich niemals

mals eben viel aus dem Reichthume gemacht, sich aber doch stets als ein Mann aufgeführet hat, welcher wünschete, aus der Abhängigkeit von andern, in Ansehung seines guten Lebensunterhaltes, zu kommen. Er ist durch höchstrechtmäßige Mittel zu einem sehr ansehnlichen Vermögen gelanget; er hat seines guten Auskommens genossen, wie einer, welcher den Werth desselben kennet. Es scheint mir, nach diesem, schwer, sich ein zu bilden, daß er jetzo aus Unempfindlichkeit seinen Untergang mit einem so gelassenen Auge ansehe. Auf einer andern Seite habe ich auch Ursache, mich aus vielen Gelegenheiten zu überführen, daß unser Freund seine wahre Glückseligkeit in Dingen bestehen lasse, welche alle Reichthümer der Welt nicht verschaffen können; nämlich in der Hochachtung derjenigen, welche er hochhält; in dem Frieden seines Gewissens; und in den Empfindungen des Herzens für diejenigen, die er liebet.

Da haben Sie zwo Beobachtungen, welche mir, wie mich dünket, das Recht geben, zu schliessen, unser Freund habe bey dem Verluste seines Vermögens lebhaft empfunden, daß er doch gleichwohl

seine Glückseligkeit nicht verlöre. Er hat ohne Zweifel einige Augenblicke die Nothwendigkeit bedauret, worinnen er sich von neuem befinden wird, zu dienen, damit er leben könne. Dasjenige aber, was er bey dieser Gelegenheit von Seiten seiner Freunde und der Welt erfahren hat, hat ihn wegen dieses Kummers bald getröstet, der sonst ohne Hülfsmittel ist: und so hat er in seiner Empfindsamkeit selbst Quellen gefunden, sein Unglück mit Gleichgültigkeit an zu sehen. Ich weis, gnädigster Herr, daß Sie sich vorzüglich gern mit den grossen Gegenständen, welche der Schauplatz der Welt darstellet, mit den Pflichten der Könige und mit der Glückseligkeit der Völker beschäfftigen mögen. Ich mache mir auch Rechnung, oft mit Ihnen davon zu reden. Indessen müssen Sie mir doch auch erlauben, daß ich Ihre Blicke zuweilen auf Begebenheiten von geringerer Wichtigkeit für das menschliche Geschlecht ziehe, die aber deswegen nicht weniger geschickt sind, die Menschen kennen zu lernen; eine Kenntniß, welche, auch selbst unter den Kenntnissen der Könige, in den ersten Rang muß gestellet werden. Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

Der XI Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 18ten April, 1759.

Sie werfen mir vor, Herr Graf, daß ich Ihnen meine Gedanken über seine Gelassenheit nicht gesaget habe: ich kenne aber seine Gemüthsart nicht genugsam, daß ich davon urtheilen könnte. Ihr Gedanken in diesem Stücke ist sehr richtig: er muß sich trösten, wenn er so gut denket. Die Hochachtung der Welt, ein gutes Gewissen und die Freundschaft, sind Güter, die man keinem blinden Glücke zu danken hat, und deren Verlust man nicht fürchten darf. Die Hochachtung der Welt ist eine der schmeichelhaftesten Dinge dieses Lebens, wenn man sie einer guten Aufführung zu danken hat. Indessen ist doch ein gutes Gewissen noch etwas vorzüglichers, obgleich das eine nur auf das andere gegründet seyn kann. Glücklich ist derjenige, der es besitzt! Keine Sorge beunruhiget ihn. Stets gelassen hat er seine Glückseligkeit von sich selbst, und keine Widerwärtigkeit

kann

kann ihm seinen glücklichen Zustand nehmen. Derjenige hingegen, welcher das Unglück gehabt hat, es zu verlieren, kann keinen Augenblick Ruhe geniessen; sein böses Gewissen treibt ihn immer und folget ihm überall. Ob er gleich zu dem höchsten Glücke erhaben ist, so ist er doch unruhig, voller Furcht. Daher setzet auch die heilige Schrift das böse Gewissen in die Reihe der größten Martern der Hölle.

GOtt hat ohne Zweifel die Freundschaft auf die Erde geschickt, die Sterblichen glücklich zu machen. Nichts ist ehrwürdiger, als die Freundschaft: nichts misbrauchet man aber auch mehr, als diesen Namen. Sie ist das Band der Gesellschaften, die Quelle aller Vergnügungen dieser Welt: nichts aber ist schwerer zu finden, als ein wahrer Freund. Verzeihen Sie mir diese Ausschweifung, Herr Graf; ich habe aber meiner Feder den Lauf gelassen, ohne sie aufhalten zu können. Ich habe nicht einen Augenblick gezweifelt, daß der Herr von = = = in dem Beutel seiner wahren Freunde das finden werde, was ihn verhindere, in die Dürftigkeit zu gerathen; ich bin versichert, sie

haben einander um die Wette das Glück streitig gemacht, ihm Merkmaale ihrer Freundschaft zu geben. Sie haben mir neulich vorgeworfen, ich liebete die langen Briefe nicht: jetzo aber, hoffe ich, werden Sie mir diesen Vorwurf nicht machen. Ich bin rc.

Der XII Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 22sten April, 1759.

Endlich, Herr Graf, habe ich Ihren Brief vom 25sten März wieder gefunden, welchen ich verloren hatte, da ich hieher gekommen. Sie werfen mir darinnen vor, daß ich einzig und allein mit meinem Putze beschäfftiget sey. Ich kann es nicht leugnen, daß es das vierte Mal gewesen, daß ich von den Trauern geredet habe; ich kann nichts zu meiner Vertheidigung deswegen anführen; es ist eine geschehene Sache. Ich will allein zur Entschuldigung anführen, daß ich die schwarze Farbe nicht liebe; zum andern, daß, weil ich ein

wenig unbeständig bin, ich gern oft mit den Kleidern wechsele, welches mich die Trauer verhindert zu thun. Indessen habe ich Unrecht, ich gestehe es, daß ich Ihnen mit meinem Unwillen über diese Menge Trauern beschwerlich gefallen bin. Ich fürchte, von neuem in eben die Unziemlichkeit zu gerathen; daher schließe ich 2c. Ich bin 2c.

Der XIII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 23sten April, 1759.

Ihr Brief vom 18ten dieses Monates, gnädigster Herr, war voller Betrachtungen, welche Ihrem Herzen Ehre machen. Damit wir uns nicht gar zu sehr bey einerley Materie aufhalten, so werde ich die Ehre haben, mit Ihnen heute von einer Zeitung zu reden, die man mir von Paris meldet. Herr Silhouette ist zum Generalcontroleur der Finanzen gemacht worden. Sie wissen, daß diese Bedienung für den grossen Colbert eingeführet wurde, und daß sie, nur unter einem

andern

andern Namen, beynahe des Sürintendanten der Finanzen seine ist, welche man bey des Herrn Fouquets Ungnade aufhob. Weil die ganze Verwaltung der Finanzen des Königreichs auf ihn ankömmt und von ihm abhängt, so urtheilen Sie wohl, gnädigster Herr, daß dieser Posten einer der ansehnlichsten ist, nach welchen man in Frankreich streben kann. Herr Silhouette ist seit langer Zeit von dem ganzen Königreiche für den fähigsten Mann gehalten worden, ihn gut zu bekleiden: niemand aber durfte hoffen, daß er jemals dazu gelangen würde, aus Ursachen, welche hier umständlich an zu führen, gar zu lang seyn würde. Kurz, er ist dazu gelanget, und ich bin auch auf dasjenige gekommen, was ich Ihnen zu sagen die Ehre haben wollte. Wissen Sie wohl, gnädigster Herr, womit er sein wichtiges Amt angefangen hat? Ohne Zweifel, werden Sie mir sagen, mit einer geschickten Einrichtung, welche dem Könige, seinem Herrn, viel Geld verschaffen wird. Gar nicht. Er hat dem Könige die Erklärung gethan, er wäre nicht fähig, etwas zu seinem Dienste zu thun, wenn man ihm nicht einen Bey-

stand gäbe, der noch mehr Geschicklichkeit hätte, als er. Er hat einen Mann angezeiget, der dem Hofe vieleicht unbekannt gewesen, unter denjenigen aber berühmt ist, die sich auf die Handlung und auf die Finanzen befleißigen, den Herrn Forbonais, Verfasser der besten Werke, die wir heute zu Tage in dieser Art haben. Er hat für diesen erleuchteten Mann eine Bedienung mit zwanzig tausend Livres Gehalt, unter dem Namen Garde du Depót du Contróle-Génèral de France, errichten lassen. So scheint, gnädigster Herr, eine Bedienung, welche so viele mittelmäßige Leute mit Vertrauen verwaltet haben, demjenigen zu schwer zu seyn, dessen Stärke allein für hinlänglich gehalten worden, die ganze Last derselben zu tragen. So erschrickt das wahre Verdienst da, wo die geringern Geschicklichkeiten mit Zuversicht gehen: und der größere Mann erkennet, daß er eben so fähige Männer, als er ist, brauchen muß, große Dinge zu thun. Er suchet diese Männer mit Gefahr, den Ruhm des guten Erfolges mit ihnen zu theilen; ganz unterschieden von denen argwöhnischen und eifersüchtigen Seelen,

len, welchen ein jeder fremder Ruhm eine Verminderung des Ihrigen zu seyn scheint. Man muß hoffen, daß wir unter einem solchen Minister, als ich Ihnen den Herrn Silhouette abgeschildert habe, endlich eine Verwaltung der Finanzen, welche andern Staaten wird zum Muster dienen können, den König zu den öffentlichen Bedürfnissen unterstützet, und das Volk bey dieser Unterstützung, die nur von ihm kommen kann, geschonet sehen werden. Dieses wird nicht eher Statt finden, als bis man diese politische Aufgabe aufgelöset hat: **die vollkommenste Gleichheit bey Auflegung der Steuern und das kürzeste und unschädlichste Mittel, sie zu heben, ausfündig zu machen.** Ich rc.

Der XIV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 28sten April, 1759.

Ihr Stillschweigen, gnädigster Herr, läßt mich urtheilen, daß Ihnen der Inhalt meines

nes letzten Briefes nicht gefallen habe. Die Materie wird Ihnen vielleicht zu ernsthaft vorgekommen seyn; vielleicht habe ich auch einen Satz vorgebracht, den Sie nicht billigen, aus Höflichkeit aber doch auch nicht bestreiten wollen. Es sey damit wie ihm wolle, so will ich doch nicht weiter davon reden. Ihr Briefwechsel ist mir viel zu kostbar, als daß ich mich nicht nach allem Ihrem Geschmacke, und ich würde sogar sagen nach Ihren Grillen, bequemen sollte, wenn die Vernunft Ihnen nicht verböthe, welche zu haben, und wenn mich die Freundschaft, gesetzt, daß Sie auch welche hätten, nicht verbände, sie Ihnen vor zu halten. Man redet jetzo hier nur von der Austheilung der Kreutze des Schwertordens, welche der König gestern in dem deswegen versammelten Capitel vorgenommen hat. Jedermann gestehet, daß die Gerechtigkeit allein bey dieser Ernennung das Wort geführet habe. Sie ist von allen Tugenden der Könige dieienige, welche ihnen den gründlichsten Ruhm verschaffet, weil sie dem menschlichen Geschlechte am nützlichsten ist; sie ist aber vielleicht am schwersten aus zu üben, weil die Fürsten

ohne

ohne Unterlaß durch besondern Eigennutz angegangen werden, der ihr widerspricht. Wenn Sie diese Tugend lieben, gnädigster Herr, so werden Sie an meinen Gesinnungen gegen Sie nicht zweifeln.

Der XV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 29sten April, 1759.

Sie werfen mir vor, Herr Graf, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom 23sten nicht geantwortet habe. Weil ich diese vergangenen Tage erst wieder in die Stadt gekommen bin, so habe ich vergessen, an Sie zu schreiben: ich hoffe, Sie werden mir dieß Mal verzeihen. Sie haben ganz Recht, wenn Sie sagen, die Gerechtigkeit sey eine der besten Eigenschaften der Könige. Sie sind zur Glückseligkeit der Völker erschaffen; folglich muß diejenige von ihren Eigenschaften, welche am meisten dazu beyträgt, den andern vorgezogen werden. Viele suchen diese wesentliche Eigenschaft:

wenige aber finden sie. Glücklich ist der Fürst, der sie erkennet, sie suchet, und noch glücklicher das Volk, welches einen solchen Fürsten besitzt, wofern es nur den Werth desselben erkennet! Ich bitte Sie, Herr Graf, theilen Sie mir mit der nächsten Post Ihre Betrachtungen über diese Materie mit. Ich bin rc.

Der XVI Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 6ten May, 1759.

Ohne Zweifel, gnädigster Herr, ist ein von Natur gerechter Fürst glücklicher, als derjenige, dem es Mühe kostet, solches zu seyn. Dieser letzte aber ist deswegen nichts desto weniger zu loben, und vieleicht ist man ihm, nach Verhältniß der Herrschaft, die er über seine Leidenschaften hat ergreifen können, Erkenntlichkeit schuldig. Beyde sind, wie Sie sehr wohl beobachten, ein unschätzbarer Schatz für die Länder, die Ihnen unterworfen sind; und glauben Sie nur, gnädigster Herr,

es giebt kein Volk in der Welt, welches den Werth einer solchen Wohlthat der Vorsehung nicht erkennet. Es giebt gewis keines, welches nicht das Unglück gehabt hat, sich derselben zuweilen beraubet zu sehen; und dieses Unglück kostet gemeiniglich so viel, daß man sich dessen lange erinnert. Ausser dem, obgleich eine jede einzelne Peson des menschlichen Geschlechts nur gar zu geneigt zu den Lastern, und namentlich zur Undankbarkeit, einem der verhaßtesten, ist, so hat man doch kein Beyspiel, daß sich eine ganze Nation derselben schuldig gemacht habe. Die Wohlthäter der Welt (und alle gerechte Fürsten stehen in dieser Zahl) sind stets die Liebe derjenigen gewesen, welche sie glücklich gemacht haben. Die Nachwelt hat in diesen Fällen nicht nöthig gehabt, das Urtheil der Zeitverwandten zu ändern. Und wie sollte das nicht seyn? Die Fürsten sind so hoch gestellet, sie sind dergestalt von andern entzogen, daß diejenige erschreckliche Eifersucht, welche die andern Menschen so oft abhält, einander gegenseitig Gerechtigkeit zu erweisen, nichts über sie vermag; ihr Verdienst wird stets nach seinem Werthe, ja, über seinen

Werth,

Werth, geschätzet; der Glanz, welcher ihre Personen umringet, theilet allen ihren Tugenden etwas von sich mit; so daß man mit Wahrheit und aus der Erfahrung aller Zeiten sagen kann, die Fürsten finden stets mehr Schmeichler, als Undankbare, und gegen tausend Lobsprüche, die man unverdient an sie verschwendet, giebt es nicht ein einziges Beyspiel, daß die öffentliche Stimme ihnen den Zoll der Erkenntlichkeit versaget hat, der ihnen billig gebühret. Wir wollen also gestehen, gnädigster Herr, daß die Fürsten grosse Aufmunterungen haben, gut, gerecht, tugendhaft zu seyn. Sie sind vor den Pfeilen des Neides sicher; und die Huldigungen der Erkenntlichkeit können ihnen nicht entgehen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Der XVII Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 18ten May, 1759.

Drotningholm.

Sie haben ganz recht, Herr Graf, wenn Sie sagen, daß ein Fürst, welcher allen seinen

Fleiß anwendet, gerecht zu seyn, eben so lobenswürdig ist, als derjenige, welcher diese glücklichen Gemüthsbeschaffenheiten von der Natur hat: ihre Unterthanen aber sind beyden einerley Erkenntlichkeit schuldig, da ihnen beyde einerley Gutes thun. Ich fürchte, Sie können mir meine wenige Genauigkeit, Ihnen zu antworten, vorwerfen: ich will Ihnen aber gestehen, daß die Vorbereitungen zu meiner Reise hieher mich verhindert haben, Ihnen auf Ihren Brief vom 6ten dieses Monates eher zu antworten. Ich habe Ihnen gleichwohl in Wahrheit schreiben wollen, und ich habe auch den letzten Sonntag einen Brief angefangen: ich habe aber nicht die Zeit gehabt, ihn zu endigen, da mich die Königinn hat holen lassen. Ich wundere mich indessen, daß Sie mir seit dem 6ten nicht geschrieben haben; wir haben heute schon den 18ten; vieleicht haben Sie meine Antwort erwarten wollen. Gleichwohl kann diese Verzögerung mich nur beunruhigen. Machen Sie mir das Vergnügen und melden Sie mir die Ursache davon. Ich bin ꝛc.

Der XVIII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 19ten May, 1759.

Es geschieht oft, gnädigster Herr, daß Leute, die sehr gut reden, ziemlich schlecht schreiben; und wir sehen auch oft das Gegentheil. Ich will mich hier nicht in die Untersuchung der Ursachen dieses scheinbaren Widerspruches einlassen, welche doch leicht zu finden sind. Es ist mir genug, daß ich beobachtet habe, und Sie werden es ohne Zweifel einräumen, daß die Gabe, gut zu reden, und die Gabe, gut zu schreiben, zwo verschiedene Gaben sind, die sich in einer und eben derselben Person vereiniget befinden können, und es auch nicht seyn können. Gegenwärtig bitte ich Sie, gnädigster Herr, mir zu sagen, wenn man unter diesen beyden Arten der Beredsamkeit wählen müßte, welche wollten Sie wohl wählen? Die eine wird Sie der Bewunderung Ihrer Zeitverwandten versichern; die andere der Nachwelt ihrer. Wenn Sie angenehm reden, so werden Sie dieje-

nigen überreden, welche Sie hören. Wenn Sie mit eben der Annehmlichkeit schreiben, so werden Sie Herr über die Gemüther aller Ihrer Leser seyn. Die Beredsamkeit der Rede wird Sie, so zu sagen, in den Augen Ihrer Zuhörer Ihren guten Erfolg und Ihren Ruhm lesen lassen; durch die Beredsamkeit Ihrer Schriften werden Sie sich Verehrungen zuziehen, auf welche Sie Anspruch zu machen nicht einmal die Vorstellung gehabt haben. Ich merke nur die Vortheile dieser beyden Gaben an; ich vergleiche sie nicht gegen einander; das würde Ihrem Urtheile vorgreifen heissen, welches ich erwarten muß, damit ich die Ehre habe, Ihnen meines zu eröffnen.

Der XIX Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 20sten May, 1759.
Drotningholm.

Sie legen mir eine sehr schwere Frage zur Auflösung vor. Alle beyde Gaben, wovon in

Ihrem

Ihrem Briefe gehandelt wird, Herr Graf, sind sehr angenehm zu besitzen. Es ist wahr, daß die Gabe zu reden viel öfter erscheint, als die Beredsamkeit der Schreibart: diese letzte aber scheint mir zu erwählen zu seyn. Mich dünket, daß es ein großes Vergnügen sey, nicht allein den Beyfall seiner Zeitverwandten, sondern auch der Nachkommen, zu wissen und dessen fast gewiß versichert seyn können; da hingegen die Gabe zu reden zwar denjenigen, die alsdann gegenwärtig sind, gefällt und sie überredet, niemand aber weis es nachher, oder doch nur sehr unvollkommen. Ich nehme von dieser Regel das einzige England aus, wo man alle Worte durch die Kunst, so geschwind zu schreiben, als man spricht, auf die Nachkommen bringen kann. Daher finde ich es auch sonderbar, daß viele sehr berühmte Schriftsteller, wie z. B. Herr Rollin in seiner römischen Geschichte, welches Buch bloß zum Unterrichte der Jugend gemacht ist, lange Reden anführen, die von den Bürgermeistern an ihre Kriegesheere gehalten worden, ehe sie sich in ein Treffen eingelassen; in welchen Augenblicken, wie ich fast versichert bin, sich kein

Mensch bey ihren Kriegesheeren hat einkommen lassen, sie nach zu schreiben. Dieß ist mir anstössig, weil diese Reden, welche von dem Verfasser sind, wie man wohl sehen kann, nicht mit dem Endzwecke des Werkes übereinstimmen, welcher der Unterricht der Historie seyn soll.

Ich habe mich von meiner Materie ein wenig entfernet: ich hoffe aber, Sie werden mich entschuldigen. Ich würde also die Gabe zu schreiben der Gabe zu reden vorziehen. Leben Sie wohl, Herr Graf, ich schließe diesen Brief. Ich fürchte, ich habe ihn schon zu lang gemacht. Ich bin 2c.

Der XX Brief.

Der Hr. G. v. S. an S K. H.

Den 23sten May, 1759.

Sie erklären sich, gnädigster Herr, für die Kunst zu schreiben, und Sie können wohl Recht haben. Indessen denke ich für meine Person doch, daß die Wahl, die ich mir die Freyheit genommen habe, Ihnen vor zu schlagen, durch-

aus

aus von dem Stande und der Verfassung desjenigen abhängt, welcher wählet. Ein Gelehrter, der verdammet ist, das Leben in seinem Cabinette zu zu bringen, hat der Gabe zu reden wenig nöthig: wenn er gut schreibt, so wird er den ganzen Gegenstand seines Berufes erfüllen; es werden ihn sein Jahrhundert und die künftigen Jahrhunderte lesen und bewundern. So verhält es sich nicht mit einem Weltmanne, vornehmlich mit einem Staatsmanne, welcher auf dem großen Schauplatze der Welt eine Rolle zu spielen hat. Die Kunst, gut zu reden, scheint mir für ihn die vornehmste unter allen Künsten zu seyn. Da er verbunden ist, unaufhörlich mit Menschen zu leben, die entweder durch Vernunftschlüsse überzeugen, oder durch Blendwerke verführen oder durch die Vermischung beyder fesseln muß, so ist man am sichersten, alle diese Wunder durch die Reizungen der Beredsamkeit zu bewirken. Durch sie bähnet sich also auch der Fürst, der Staatsmann mit mehr Leichtigkeit den Weg zur Ehre seines Standes, welche die von nützlichen Handlungen und Unternehmungen für die Menschen ist; eine Ehre,

die ihn eben so gewiß unsterblich machen wird, als die allerschönsten Schriften. Wenn man den Cicero nicht als einen Gelehrten, sondern vielmehr als einen Staatsmann, betrachtet, so ist sein Namen heute zu Tage nicht deswegen so berühmt unter uns, weil er die catilinarischen Reden gemacht hat; sondern weil er die Republik von der Wuth des Catilina gerettet hat: und dieser Ruhm würde eben der seyn, wenn die Schriften dieses großen Mannes auch niemals auf uns gekommen wären. Es ist wohl wahr, daß eine mit Gründlichkeit, mit Stärke, und mit Beredsamkeit abgefaßte Schrift den guten Erfolg einer Sache oftmals vorbereitet oder versichert; und daß folglich die Gabe, gut zu schreiben, Männern in Bedienung ein mächtiger Beystand ist: allein, wenn man genöthiget ist, unter dieser Gabe und der Gabe zu reden, eine Wahl zu treffen, so glaube ich, die letzte müsse vorgezogen werden, als die zu einem guten Erfolge der öffentlichen Verwaltung durchgängig dienlicher ist.

Uebrigens erlauben Sie mir, gnädigster Herr, daß ich nicht Ihrer Meynung wegen der Kritik

bin, die Sie über den Rollin und diejenigen Geschichtschreiber machen, welche, wie er, ihren Helden zuweilen Gespräche und Reden in den Mund legen, die sie niemals gehalten haben. Die Geschichte soll unterrichten; eine bloße Erzählung der Thaten würde diesen Endzweck nicht genugsam erfüllen; man muß die Gemüthsart der Menschen schildern, die Bewegungsgründe ihrer Aufführung entwickeln und sie dieserwegen bey denen verschiedenen Gelegenheiten, worinnen sie sich befunden haben, die Sprache reden lassen, welche sie ihrer Gemüthsart und ihren Absichten gemäß bey diesen Gelegenheiten haben führen müssen. Der Misbrauch dieser nachher gemachten Reden ist ohne Zweifel zu verdammen: der Gebrauch derselben aber ist an zu preisen, wenn der Geschichtschreiber mit Behutsamkeit diejenigen Züge des Geistes und der Gemüthsart an zu wenden und hinein zu bringen weis, welche die bloße Erzählung nicht verträgt. Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

Der

Der XXI Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 24sten May, 1759.

Sie sagen, Herr Graf, Cicero habe, als ein Staatsmann betrachtet, mehr Ruhm durch Verjagung des Catilina, als durch Verfertigung der catilinarischen Reden, erworben. Sie haben ganz recht; ein jeder Bürger muß das gemeine Beste zu seinem Hauptzwecke haben. Cicero mußte also in solcher Betrachtung, nachdem er des Catilina böse Anschläge erfahren hatte, alle seine Sorgfalt anwenden, sie zu hintertreiben, und ihren Urheber zu strafen. Dieses Unternehmen forderte Herzhaftigkeit; Catilina hatte einen starken Anhang. Vom Cicero weis man, daß er nicht sehr herzhaft gewesen. Dieser vortreffliche Bürger aber überwand in dieser äußersten Gefahr seine natürliche Neigung: das Beste der Republik erforderte es. Vieleicht würde Rom, ohne die catilinarischen Reden, nicht seyn gerettet worden. Viele aus dem römischen Rathe waren des Catili-

Catilina Freunde; man mußte also sein Verbrechen mit so vieler Beredsamkeit und so deutlich zeigen, als es Cicero that, um die Ausführung desselben zu verhindern. Cicero hätte sich vieleicht wegen seiner That, wenn auch die catilinarischen Reden niemals wären bekannt geworden, eben so viel Ruhm erworben, als er gegenwärtig hat. Diejenigen, welche die Historie gelesen hätten, würden sich die Stärke seiner Reden aus der Wirkung haben einbilden können, die sie thaten. Ich würde jetzo nicht, wie ich vorher gethan habe, die Gabe zu schreiben, sondern die Gabe zu reden wählen, weil sie die Vortheile hat, die Sie angeführet haben. Ich endige hier meinen Brief. Ich würde befürchten, Ihnen zu verdrüßlich zu fallen, wenn ich ihn gar zu lang machte. Ich bin 2c.

Der

Der XXII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 26sten May, 1759.

Ich habe den Brief erhalten, gnädigster Herr, womit Sie mich zur Antwort auf meinen vom 23sten dieses Monates beehret haben. Ich gestehe es Ihnen aber, ich bin ein wenig erstaunet, daß ich darinnen nicht einen Einwurf finde, den ich von Ihnen erwartete. Sollte es wohl erlaubet seyn, habe ich geglaubet, würden Sie mir sagen, die Menschen durch Blendwerke zu verführen? Vieleicht haben Sie meinen Gedanken so gut verstanden, daß Sie nicht nöthig gehabt haben, mich ihn besser erklären zu lassen. Wie es indessen auch möglich ist, daß Sie nicht Acht genug darauf gehabt haben, und es stets wahr bleibt, daß der bloße Ausdruck, so wie er sich in meinem letzten Briefe befindt, auf mehr als eine Art ausgeleget werden kann, so glaube ich, ich müsse denen Zweifeln, die in der Folge in Ihrem Gemüthe entstehen können, dadurch vorbeugen, daß ich Ihnen meine Begriffe besser entwickele.

Die

Die Sittenlehre, und die gesunde Staatskunst, welche stets mit einander übereinstimmen, verordnen auf gleiche Art, niemals jemand zu betriegen, wer es auch sey. Alle Verblendung also, welche zum Gegenstande hätte, die Augen von der Wahrheit ab zu ziehen und sie auf Irrthümer zu heften, ist wirklich strafbar, und der Fürst oder der Minister, welcher den guten Erfolg einer Sache auf dergleichen Verblendungen gründete, würde nach meinem Sinne ein böser Christ und schlechter Staatskluger zugleich seyn. Diese Liebe zur Wahrheit aber, welche in allen Sachen über eine jede andere Betrachtung gehen soll, schließt die Kunst nicht aus, den Menschen die Wahrheit auf eine Art vor zu stellen, die sie ihnen sinnlich, die sie ihnen beliebt machet, die für sie den Vorzug erhält, welchen die Menschen sonst gar zu geneigt sind, allen Irrthümern zu zugestehen. Diese Kunst, welche aus einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens gezogen wird, muß den einzigen Gegenstand der Beredsamkeit eines öffentlichen Staatsmannes ausmachen; und diese Kunst besteht zuweilen darinnen, daß man den Augen der

Menschen Blendwerke vorstellet, welche fähig sind, sie zu bewegen, zu rühren, zu verführen.

Wer zweifelt zum Beyspiele daran, daß ein Staatsbedienter, welchem aufgetragen ist, Geld zu den öffentlichen Bedürfnissen von einem Volke zu verlangen, in dessen Gewalt es steht, solches zu geben oder nicht zu geben, nicht oft verbunden sey, sich eines solchen Mittels zu bedienen, damit es ihm glücke? Als 1710 die Dänen einen Einfall in Schonen thaten, so konnte man sagen, daß Schweden wirklich an dem Rande seines Verderbens stund. Sein König war für dasselbe nicht da, weil er über tausend Meilen von seinem Königreiche entfernet war. Der Senat hatte, bey einer ihm nur aus Gnaden verliehenen Gewalt, weder Kriegesheer dem Feinde entgegen zu stellen, noch auch Geld, eines an zu werben und zu unterhalten. Dieser letzte Artickel war der wichtigste. Der Graf von Stenbock, ein so weiser Reichsrath, als grosser General, hatte den Einfall, alle reiche Bürger in Stockholm zusammen kommen zu lassen und aus ihren Beuteln die Summen zu nehmen, welche in dem öffentlichen Schatze fehleten.

Hätte

Hätte der Graf von Stenbock, bey dieser merkwürdigen Versammlung, die auf dem Rathhause gehalten wurde, als ein Vernunflehrer geschlossen, und nicht als ein Redner geredet, so würde ihm wahrscheinlicher Weise sein Unternehmen fehlgeschlagen seyn. Der Feind ist schon in dem Königreiche; ohne ein Heer, welches ihm widersteht, wird er die Provinzen und die Hauptstadt unters Joch bringen: ohne Geld aber kann man kein Heer halten. Da haben Sie die Wahrheit in ihrem ganzen Lichte. Allein, an Statt diese Wahrheit so vor zu stellen, hielt der grosse Mann, welchem ihre Sache aufgetragen war, eine Rede, deren Beredsamkeit allen Umstehenden die Thränen aus den Augen pressete. Ich habe davon, als von einem Meisterstücke in dieser Art reden hören, und man kann es nicht genug bedauren, daß sie nicht schriftlich aufgesetzet worden, um bis auf uns zu kommen.

Unterdessen kann man sich wohl einbilden, daß der Redner die Dänen schon als Meister von einem Theile des Königreiches werde abgeschildert haben, wie sie in unsern Provinzen weiter fortrückten,

und da sie ihre Herrschaft also auf die Zerstörung der unserigen errichteten, sich endlich dieser reichen Hauptstadt bemächtigen würden, nebst andern pathetischen Vergrösserungen.

Man darf schon glauben, daß es durch dergleichen Abschilderungen, welche in dem Munde eines beredten Mannes so rührend werden, dem Herrn Grafen von Stenbock glückete, sich aller Beutel zu eröffnen und diejenigen Mittel zu erhalten, wodurch er nachher der Retter seines Vaterlandes wurde. Gleichwohl ist es wahr, daß die Dänen, wenn sie auch unsere Provinzen unter das Joch gebracht, alle die Unordnungen wohl nicht hätten begehen können, deren Abschilderung die Gefahr so erschrecklich gemacht hatte. Diese Abschilderung war also im Grunde nur eine Verblendung: diese Verblendung aber war nöthig, das Heil derjenigen selbst zu bewirken, welche man durch sie zu verführen sich vorsetzete.

Ich könnte noch viele dergleichen Beyspiele anführen, die aus den Reden berühmter Redner des Alterthums gezogen worden, deren Werke in unsern Händen sind. Was ich aber die Ehre gehabt

habe,

habe, Ihnen zu sagen, gnädigster Herr, ist ohne Zweifel genug, Ihnen einen richtigen Begriff von dem Verstande des Ausdruckes zu geben, über welchen ich mich gegen Sie erklären zu müssen geglaubet habe. Wenn Ihnen noch einiger Zweifel deswegen übrig bleibt, so ersuche ich Sie, mich in den Stand zu setzen, ihn zu heben. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der XXIII Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 27sten May, 1759.

Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich habe Ihren Gedanken nicht anders genommen, als Sie selbst. Wenn ich ihn in einem andern Sinne verstanden hätte, so würde ich ihn bestritten und nicht gebilliget haben. Ich habe die Gabe zu reden, wovon Sie in Ihrem letzten Briefe mit mir gesprochen haben, als eine zum Besten des Vaterlandes nothwendige Gabe für einen Bürger genommen. Die Beyspiele, welche Sie mir angeführet haben, schienen auf eben den Zweck zu zie-

len. Sie geben dem Cicero viel mehr Lobsprüche, daß er die Republik von der Wuth des Catilina gerettet, als daß er die catilinarischen Reden verfertiget hat, und Sie loben diesen grossen Mann auch noch, daß er sie verfertiget hat, die Republik zu retten. Dieses Beyspiel und die Betrachtung, welche Sie hinzu fügen, konnten mich nicht vermögen, Ihren Gedanken in irgend einem andern Verstande zu nehmen. Vieleicht bin ich Ihnen durch diese lange Untersuchung verdrüßlich geworden: verzeihen Sie mir es aber; ich habe nicht gewollt, daß Sie glauben sollten, wenn ich der Gabe zu reden den Vorzug gegeben, ich hätte sie von Seiten des Misbrauches angesehen, welchen man damit machen kann: ich hätte mich aber erinnern sollen, daß man, durch die Bosheit des menschlichen Geschlechtes, der besten Eigenschaften von der Welt misbrauchen kann.

Ich will Ihnen, Herr Graf, eine Anmerkung mittheilen, die ich bey Gelegenheit dessen gemacht habe, was Sie mir in Ihrem Briefe wegen des Einfalles der Dänen i. J. 1710 sagen. Ich habe bemerket, daß die von einem Königreiche entfer-

ferneten oder von dem Lande durch das Meer oder durch irgend ein anderes Königreich abgesonderten Eroberungen sehr schwer zu behalten sind. England, zum Beyspiele, hat lange Zeit die Normandie besessen und dadurch fast ganz Frankreich unter das Joch gebracht. Einer seiner Könige (Heinrich V) ist so gar zu Paris gekrönet worden. Die Engländer aber sind bald daraus, so wie aus der Normandie, verjaget worden. Spanien ist lange Zeit in dem Besitze der Niederlande gewesen: man weis aber, wie es genöthiget worden, sich derselben zu begeben. Eben so wurde Dänemark verbunden, Schonen und die daran hängenden Lande ab zu treten. Ich bitte Sie, theilen Sie mir Ihre Gedanken darüber mit. Ich bin ꝛc.

Der XXIV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 2ten Jun. 1759.

Sie machen, gnädigster Herr, eine ganz richtige Betrachtung über die Schwierigkeit,

Länder zu behalten, die nicht an das Königreich stoßen, welches sie besitzt. Indessen ist es doch wahr, daß diese Schwierigkeit bey weitem nicht so groß ist, wenn man zur See nach diesen Ländern kommen kann, und wenn die Macht, welche sie beschützen soll, eine hinlängliche Aufmerksamkeit auf sein Seewesen hat. So erhalten sich England, Frankreich, Spanien und Holland seit zweyhundert Jahren in Besitzungen, von denen sie etliche tausend Meilen entfernet sind. So behielt Karthago vor dem Spanien bis zu seiner Zerstörung. Wenn aber von der Hauptstadt so entfernete Länder durch Land eingeschlossen und von andern Staaten umgeben, folglich ihrer eigenen Vertheidigung überlassen sind, so wird ihre Erhaltung in die Länge unmöglich. So hat sich Schweden Bremen und Verden zu der Zeit entreißen sehen, da es sich in Pommern, welches am Merre liegt, behauptet hat. So hat der König in Preussen, im Anfange dieses Krieges, das Herzogthum Cleve und Preussen zu der Zeit verloren, da alle wider ihn verbundene Mächte diejenigen von seinen Besitzungen noch nicht haben angreifen kön-

können, welche an einander liegen. Hieraus muß man schließen, gnädigster Herr, daß eine Macht, die sich aus zu breiten suchet, der gesunden Staatsklugheit nach, die kleinste Provinz, die ihr wohl gelegen ist, den größten Ländern vorziehen soll, von welchen sie durch Land und See abgeschnitten wäre. Der König von Sardinien würde lieber ein Dorf in dem Mailändischen, als das ganze Herzogthum Luxenburg, nehmen, wenn das Haus Oestreich es ihm anböthe. Ich will Sie heute nicht mit einem längern Vernünfteln über diese Materie ermüden. Uebrigens, gnädigster Herr, glauben Sie nicht, daß es noch viel weislicher sey, einer jeden Art der Eroberung aus Grundsätzen zu entsagen und sich einzig und allein mit der Verbesserung dessen zu beschäfftigen, was man besitzt? Dieß ist eine von den wichtigsten Fragen, welche politisch können untersuchet werden. Ich werde aber meine Meynung davon nicht eher wagen, als bis ich von Ihrer unterrichtet bin.

Der XXV Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 3ten Jun. 1759.

Ich danke Ihnen, Herr Graf, wegen Ihres letzten Briefes, welchen ich den Augenblick empfangen habe. Sie theilen mir Ihre Betrachtungen über den letzten Artikel meines Briefes mit. Sie werden mir erlauben, daß ich diesen ein wenig kürzer mache, da ich Ihren etwas spät bekommen habe. Ich halte mich nur bey dem letzten Artikel auf, der ihn schließt. Sie verlangen meine Meynung, Herr Graf, über eine politische Frage. Sie sagen, Sie wollen Ihre nicht eher wagen, als bis Sie meine wissen. Es würde mir viel eher zukommen, so lange zu warten, bis ich Ihre vernommen hätte. Weil Sie es indessen durchaus wollen, so will ich sie sagen.

Ich setze erstlich zum Grunde, daß, wie ein jeder Oberherr zum Besten seines Volkes erschaffen ist, sein Hauptzweck die Erhaltung, die Wohlfahrt und die Glückseligkeit dieses Volkes seyn soll. Das

also, was zum gemeinen Besten etwas beyträgt, soll sein Hauptzweck seyn. Dieß fest gesetzt, wird das Uebrige von sich selbst folgen. Wenn die Eroberungen das Meiste zum Besten des Staates beytragen, so muß man welche machen: wenn hingegen die Verbesserung der Länder etwas dazu beyträgt und die Eroberungen dabey schaden, so muß man ihnen entsagen. Das Schwerste jetzo ist, unter diesen beyden Parteyen zu entscheiden, welche man vorziehen soll. Die Zeit erlaubet es mir aber nicht: es soll ein ander Mal geschehen. Ich bin 2c.

Der XXVI Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 9ten Jun. 1759.

Sie denken, gnädigster Herr, auf eine den wahren Grundsätzen der Regierungskunst ganz gemäße Art, wenn Sie mich, zur Beantwortung der Frage, die ich mir die Freyheit genommen habe, Ihnen in meinem letzten Beiefe zu thun, auf eine andere Frage verweisen, nämlich:

ob die Eroberungen zur Glückseligkeit der Völker dienen können? Hierauf sage ich ausdrücklich Nein. Ich setze einen schon gebildeten Staat, er sey groß oder klein, das thut nichts. Wenn die Völker, aus welchen er besteht, etwas zu ihrer Vergrößerung sollten gewinnen können, so müßte die neue Eroberung dienen, entweder einen größern Ueberfluß unter sie zu bringen, oder ihnen eine größere Sicherheit wider andere Völker zu verschaffen. Was den ersten Punkt, das Wohlhaben und den Ueberfluß, anbetrifft, so ist es gewiß, daß es kein Land in der Welt giebt, welches sich solche nicht durch die Arbeit und den Fleiß weit sicherer verschaffen könnte, als durch die Eroberung der reichsten Provinz. Was die Sicherheit von Außen anbelanget, so kömmt solche auf wohl unterhaltene und wohlgeübte Soldaten, auf sorgfältig befestigte und mit allem, was zu ihrer Vertheidigung nöthig ist, wohlversehene Plätze, auf gute Bündnisse und auf ein Betragen an, welches Achtung zuzieht. Alle diese Stücke hängen nicht von den Eroberungen ab und werden nicht durch sie erlanget. Es ist so gar leicht, zu beweisen, daß, wenn man ein

Land erobern will, um eine sichere Gränzfeste zu haben, wie man zuweilen saget, man nothwendig viel mehr Geld durch den Krieg aufwenden wird, als man gebrauchet hätte, die Gränzfeste sicher zu machen, die man schon hatte. Es giebt also keinen Fall, wo eine neue Eroberung zum Wohlseyn eines Volkes so nothwendig seyn könne, daß man sie mit seinem Blute und allen den andern mehr oder weniger sinnlichen Uebel erkaufen lassen, welche den Krieg nothwendig begleiten. Es scheint mir also, gnädigster Herr, durch die Grundsätze selbst, die Sie angenommen haben, entschieden zu seyn, daß eine weise Regierung, die ihr Bestes kennet, den Eroberungen auf immer entsaget. Sollte aber nicht zu befürchten seyn, werden Sie mir sagen, daß eine solche Entsagung des Ruhmes der Waffen und aller Absichten des Ehrgeizes, welche der Staatskunst Leben und Thätigkeit geben, die ganze Nation unvermerkt in eine Art von Unempfindlichkeit und Betäubung gerathen ließe, welche ihrer Ruhe und Erhaltung in die Länge schädlich werden könnte? Ich gestehe es, dieser Einwurf wider meine Lehre ist von einer Stärke,

welche

welche wohl verdienet, daß man ihn untersuche. Nach unsern Verabredungen aber, werde ich es verschieben, Ihnen meine Meynung davon zu sagen, bis Sie mir die Ehre erwiesen und Ihre eröffnet haben.

Der XXVII Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 10ten Jun. 1759.
Drotningholm.

Es ist wahr, Herr Graf, bey Lesung Ihres Briefes dachte ich, Ihnen eben den Einwurf zu machen. Dieß ist das Uebel: nun muß man auf das Hülfsmittel denken. Ich behaupte, daß ein gar zu langer Frieden überkurz oder lang die Weichlichkeit und den Müssiggang nach sich ziehe. Man kann aber Vorsichtigkeiten brauchen, dieses Laster zu verhindern, daß es nicht Wurzel fasse. Die Schweizer geben uns ein Beyspiel davon. Sie haben den Frieden seit einigen Jahrhunderten erhalten, ohne daß sich die Weichlich-

keit oder der Müssiggang unter sie eingeschlichen haben. Ich wollte also, daß man ein wohl unterhaltenes Heer oft übete, daß es sich beschäfftigte, einige Gränzplätze zu befestigen, und dadurch stets in dem Eifer erhielte, dem Vaterlande im Falle der Noth zu dienen; und daß, nach dem Beyspiele der Schweitzer, die Bürger, welche sonst dem Vaterlande unnütz seyn würden, außerhalb Landes in Dienste giengen, um sich Kenntnisse zu erwerben, welche dem Staate nützlich werden könnten. Auch davon haben wir ein Beyspiel an den Schweizern. Man sieht ihre Unterthanen überall vielen Fürsten dienen. Es würde einer bessern Regierung, als ihre, zukommen, dasjenige vollkommen zu machen, was sie angefangen haben. Ich schließe also, daß ein dergleichen Volk lange Zeit in Frieden bleiben werde, daß seine Nachbarn es wegen der guten Kriegeszucht, die es bey seinen Truppen haben wird, und wegen seiner weisen Regierung, fürchten werden. Ich bin rc.

Der

Der XXVIII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 16ten Jun. 1759.

Nichts ist richtiger, gnädigster Herr, als alles das, was Sie mir in Ihrem letzten Briefe zu sagen, mir die Ehre angethan haben. Ich will mir nur die Freyheit nehmen, einige Betrachtungen zu Ihren hinzu zu fügen. Die Materie ist gar zu wichtig, als daß sie nicht verdienen sollte, von Grunde aus untersuchet zu werden. Eine Nation läuft niemals Gefahr, sich durch friedfertige Grundsätze zu erniedrigen, so oft sie nur recht überredet ist, daß ihre Sicherheit von ihrer Achtung abhängt. Denn um diese Achtung zu haben, brauchet es eine unermüdete Thätigkeit innerhalb und ausserhalb; innerhalb, ihre Stärke und ihre Macht, durch den Ackerbau, durch den Fleiß, durch die Handlung zu vermehren; außerhalb, ihre Bündnisse zu erhalten, von den Bewegungen und Absichten aller andern Staaten wohl unterrichtet zu seyn. Ein Fürst, welcher

von diesen Wahrheiten überführet ist, wird das Volk, welches ihm anvertrauet ist, nicht in dem Müßiggange oder in der Unempfindlichkeit matt werden lassen. Indem er es durch weise Gesetze zum Ackerbaue aufmuntert, so wird er arbeitsame und starke Menschen daraus machen, und dabey zugleich ihr Geschlecht vermehren: indem er den Fleiß befördert, so wird er der Handlung Nahrung bereiten: indem er den Handel, vornehmlich durch die Schifffahrt, ausbreitet, so wird er sein Land bereichern, so wird er ein wichtiges und zu seiner Vertheidigung nöthiges Seewesen haben. Wenn wir darauf von diesen Sorgen auf die Gegenstände außerhalb gehen, so wird dieser Fürst leicht einsehen, daß er, zur Erhaltung seiner Bundesgenossen, wird im Stande seyn müssen, alle seine Verbindungen mit ihnen zu erfüllen, wenn es der Fall erfordern wird. Diese Verbindlichkeit wird ihn eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf alles dasjenige wenden lassen, was zum Kriege gehören kann. Er wird nichts sparen, weder, um gute Truppen zu haben, noch um den Officieren, welche sie anführen, eine Neigung zum Dienste

und die Begierde nach Ehre bey zu bringen. Sie sehen, gnädigster Herr, daß auf diese Art der Fürst und sein Volk nicht müßig seyn werden; die ganze Nation wird in Bewegung seyn; in allen Meeren wird man ihre Flaggen sehen, und alle Höfe werden ihre Minister sehen und in Ehren halten. Allein, gnädigster Herr, wenn man auf einen Augenblick die allergenaueste Ueberzeugung von allen diesen Grundsätzen, die glücklichste Ausführung aller dieser verschiedenen Sorgen, welche sie fordern, annimmt; denken Sie wohl, daß sich eine Nation bey allem dem einen ewigen Frieden versprechen könne? Diese Frage scheint mir zu verdienen, daß Sie einen Augenblick Ihrer Zeit und Ihrer Betrachtungen darauf wenden. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der XXIX Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 17ten Jun. 1759.

Ich glaube es nicht, Herr Graf, oder wenigstens sehr schwerlich. Denn welches Volk ist

ist so glücklich, daß es stets den Frieden behaupten könnte? Wenn die Nation in einem Stande ist, daß ihre Nachbarn sie fürchten müssen, so werden sie sich wider sie verbinden, und dadurch werden sie in einen langen und sehr beschwerlichen Krieg gerathen, der sie durch seine Länge endlich erschöpfen wird. Wenn sie Gegentheiles in einer entgegen gesetzten Verfassung, folglich so schwach ist, das man sich nicht vor ihr fürchtet, oder vielmehr, daß sie selbst ihre Nachbarn fürchtet, so wird man sie verachten, und ehrgeizige Nachbarn werden sie unters Joch bringen wollen. Sie werden einander diesen Raub streitig machen; und das Gebieth der Nation wird der Schauplatz eines grausamen Krieges werden. Ich finde, daß aus diesen und aus andern eben dergleichen Ursachen, deren zu erwähnen die Zeit mir nicht erlaubet, ein Volk nur sehr schwer in Frieden bleiben kann. Es ist wahr, ich habe ein Beyspiel wider mich; das sind die Schweizer, welche sich so viele Jahre her im Frieden erhalten haben. Ihre Länder aber sind zum Theile die Ursache dieses langen Friedens. Denn da sie von Gebirgen umgeben

und Einwohner unfruchtbarer Länder sind, so haben ihre Nachbarn keine Begierde, sie unterwürfig zu machen. Ich schließe also daher, daß eine Nation keinen gründlichen Frieden behaupten kann, wenn ihre Staaten nicht die Eigenschaften der Schweizer ihrer haben. Ich bin 2c.

Der XXX Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 23sten Jun. 1759.

Es ist viel wahres, gnädigster Herr, in demjenigen, was Sie mir die Ehre thun, mir wegen des Zweifels zu sagen, den ich Ihnen vorgetragen habe. Indessen glaube ich doch, daß in dem jetzigen Zustande der großen christlichen Republik eine Nation, die sich nach denen in unsern vorhergehenden Briefen entwickelten Grundsätzen aufführete, die aufrichtig den Frieden und die Ruhe liebete, die niemals von ihren Nachbarn etwas begehrete, die aber stets bereit wäre, sich wider ihre Ansprüche zu vertheidigen, ich glaube, sage

ich,

ich, daß diese Nation stets vor solchen Verbindungen gesichert seyn würde, welche die Eifersucht zu ihrem Nachtheile anspinnen könnte. Hierzu aber müßte sie, wie ich Ihnen an zu merken die Ehre gehabt habe, Achtung in der Welt haben, welche nur die Wirkung ihrer Bündnisse mit andern Staaten seyn kann; und aus diesen Bündnissen selbst wird ihr endlich der Krieg entstehen. Derjenige Geist der Mäßigung, diejenigen friedfertigen Grundsätze, welche Sie, gnädigster Herr, so billig als die heilsamsten für die Völker angesehen haben, sind nicht immer der Fürsten oder ihrer Minister ihre. Ludwig der XIV vergaß sie auf eine seltsame Art, als er die Holländer 1672 bekriegete: und in unserm Jahrhunderte hätte Karl der XII vieleicht niemals den Ruhm der Waffen kennen lernen, der nachher seine einzige Leidenschaft war, wenn seine Nachbarn diesen Grundsätzen in Ansehung seiner gefolget wären. So lange also die Menschen durch Menschen werden regieret werden, so muß man erwarten, daß es ungerechte Kriege in der Welt geben wird; und wenn der Staat, welcher ungerechter Weise angegriffen wird, durch Vertheidi-

zungsbündnisse mit der friedfertigen Nation, von der wir hier reden, verbunden seyn wird, so wird diese, ungeachtet aller ihrer Liebe zum Frieden, verbunden seyn, an dem Kriege Theil zu nehmen. Wenn sie ihren Verbindungen nicht nachkäme, so würde sie solche brechen, und aus diesem Bruche würde der Verlust ihrer Achtung, ihrer Bundesgenossen und ihrer Sicherheit folgen. *) Um einen Krieg zu vermeiden, welcher sie auf einen Augenblick hätte schwächen können, würde sie sich einen zuziehen, der sie auf immer zernichten könnte. Sie sehen, gnädigster Herr, daß ich auf eben den Schluß komme, den Sie angenommen haben, nämlich daß der ewige Frieden unmöglich ist, was für einen Widerwillen eine Regierung auch gegen diese Art Ruhmes haben mag, welche die gewöhnlichste Ursache der Kriege ist, die die Welt verheeren.

Was die Schweiz anbetrifft, deren Beyspiel Sie mir anführen, welches uns zu widersprechen scheint,

*) Nicht Kriegesheere, noch Schätze sind Schutzwehre des Reiches, sondern Freunde, die man weder durch Waffen erzwingen, noch durch Geld erwerben kann: Dienstleistung und Treu verschaffen sie. Sallust.

scheint, so ist es gewiß, daß dieses Land, welches ehedem oft mit den Herzogen von Burgund im Kriege gewesen, heutiges Tages nur daher eines so langen Friedens genießt, weil die Regierung die Partey ergriffen, allen Mächten in Europa Truppen zu verkaufen. Nun weis ich nicht, was für einen Staat besser ist, einen Theil seiner Unterthanen ohne Aufhören für die Zänkereyen der ganzen Welt todtschlagen zu lassen, oder selten einige zum Beystande eines Bundesgenossen auf zu opfern, von dem man bey Gelegenheit eben den Beystand zu erwarten hat. Es dauret aber schon lange, gnädigster Herr, daß wir als Staatskluge lehren. Lassen sie uns eine andere Materie anfangen, ich bitte Sie darum. Die Abwechselung ist überall eine angenehme Würze, und der liebe Gott hat es ohne Zweifel so gewollt, weil sich in der ganzen Natur nicht einmal zwey Baumblätter finden, die einander gleichen. Aus dieser Beobachtung würde folgen, daß die Einförmigkeit eine nothwendige Quelle des Ueberdrusses und die Neigung zur Veränderung uns angeboren sey. Ist wohl das wohl wahr, gnädigster Herr?

Ich ersuche Sie, mir zu sagen, was sie davon denken.

Der XXXI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 24sten Jun. 1759.

Sie lieben die Veränderung, sagen Sie, Herr Graf; und Sie glauben, daß man ohne die Abwechselung viel Ekel haben würde. Ich glaube, Sie haben Recht; wenigstens liebe ich für mein Theil die Abwechselung gar sehr. Nichts ist mir so ekelhaft, als immer einerley Gegenstand zu sehen. Ich glaube, wie Sie, Herr Graf, es sey in der Natur, die Abwechselung zu lieben. Alles verändert sich. Nach dem Sommer kömmt der Herbst, und darauf der Winter. Ich habe viele Personen wünschen hören, daß der Sommer immer dauren möchte: ich glaube aber, das Vergnügen, welches man im Sommer findt, sey nur durch die Veränderung des Winters in den Sommer so groß. Ich habe selbst angemerket, daß

die größten Vergnügungen im Anfange des Sommers sind, obgleich das Wetter gewöhnlicher Weise nur gegen das Ende schön ist. Das ist genug, Herr Graf, für heute.

Der XXXII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 8ten Jul. 1759.

Wenn es wahr ist, gnädigster Herr, daß die Neigung zur Veränderung mit dem Menschen geboren worden; was soll man von der andern Gemüthsbeschaffenheit denken, welche man den Geschmack an der Gewohnheit nennet? Ist dieser letzte dem menschlichen Herzen, so zu sagen, nicht eben so gut angeboren? Sie wissen, daß es in allen Sprachen zum Sprüchworte geworden: **Gewohnheit ist die andere Natur.** Man hätte niemals einen stärkern Ausdruck ersinnen können, um zu verstehen zu geben, wie viel Reizungen die Gewohnheit für die Menschen, und zugleich auch, wie viel Macht sie über sie habe. Was

ist aber die Gewohnheit? Man weis, daß man, um sich solche zu zu ziehen, Handlungen von einerley Art oftmals wiederholen muß; welches einen Geschmack an der Einförmigkeit voraus setzet. Ich gestehe es, gnädigster Herr, daß mich das verlegen machet. Die Veränderung lieben und auch die Gewohnheit lieben, kömmt mir durchaus widersprechend vor. Indessen sagen Sie doch, die Neigung zur Veränderung sey dem Menschen angeboren; und auf der andern Seite haben alle Nationen zu allen Zeiten gedacht, der Mensch wäre zur Gewohnheit geboren, so daß sie solche als seine eigene Natur angesehen haben. Ich ersuche Sie, mir in meinem Kopfe Dinge aus einander setzen zu helfen, die mir so dunkel vorkommen. Wenn Sie Recht haben, so muß das Sprichwort Unrecht haben: allein, es sind niemals andere, als klare und unstreitige Wahrheiten, zu Sprichwörtern aufgenommen worden; und über dieses so lehret uns die tägliche Erfahrung, daß nicht allein Menschen, sondern auch ganze Völker, an Gewohnheiten, wie an ihrem eigenen Daseyn, hängen. Ich gebe zu, daß man

in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechtes gar sehr oft die Klagen findt, welche man zu allen Zeiten über die Leichtsinnigkeit der Völker, über ihre Unbeständigkeit, über die Anreizung, welche die Veränderung und die Neuigkeit für sie gehabt haben, geführet hat. Diese Erfahrung scheint die andere um zu stossen, und nichts desto weniger sind doch alle beyde sehr wirklich. Sie werden die Gütigkeit haben, gnädigster Herr, mir dieses Räthsel zu erklären. Ich werde Ihnen eine ewige Verbindlichkeit dafür haben. Mein Geist ist nicht eher in Ruhe, als bis ich es so weit gebracht habe, daß ich mir deutliche Begriffe von allem gebildet, was den Gegenstand meiner Betrachtungen ausmachen kann. Ich habe die Ehre, zu seyn 2c.

Der XXXIII Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 16ten Jul. 1759.

Es ist wahr, Herr Graf, der Einwurf, den Sie mir gemacht haben, ist ein Räthsel,

und eines der schwersten auf zu lösen. Der Geschmack an der Veränderung und der an der Gewohnheit scheinen einander zu widersprechen; und indessen bin ich doch überzeuget, daß, wenn man diese beyden Geschmacke im Grunde untersuchet, es auf eines hinaus laufen wird; denn es ist gewiß, daß zwo Wahrheiten nicht widersprechend seyn können. Wenn man sich eine Gewohnheit zuziehen will, sagen Sie, so muß man Handlungen von einerley Art oft wiederholen. Man hat das erste Mal Vergnügen dabey gefunden; dieses Vergnügen will man gern wiederholen. Indessen bin ich überzeuget, daß es das erste Mal, da man es gehabt hat, viel angenehmer gewesen, und das kömmt von der Neigung her, die man zur Veränderung hat. Es scheint mir, daß ich durch dieses Beyspiel den Widerspruch gehoben habe, der unter diesen beyden Neigungen zu seyn scheint. Ehe ich mich aber ganz erkläre, will ich Ihr Gutachten erwarten. Ich bin ꝛc.

Der XXXIV Brief.

Der Hr. Gr. von S. an S. K. H.

Den 18ten Jul. 1759.

Seit meinem letzten Briefe, gnädigster Herr, habe ich Muße gehabt, über die Frage nach zu denken, die unter uns von der Neigung der Menschen zur Veränderung und von der Liebe zur Gewohnheit, welche dieser Neigung so zuwider und indessen doch eben so allgemein ist, abgehandelt worden. Die Sache würde ganz ohne alle Schwierigkeit seyn, wenn man behaupten könnte, daß diejenigen unter den Menschen, welche die Veränderung lieben, unfähig sind, sich Gewohnheiten zu zu ziehen und daran zu kleben, und daß hingegen die Leute nach der Gewohnheit nicht veränderlich sind. In diesem Falle würde der Widerspruch verschwinden, und man würde die Schwierigkeit kurz abmachen, wenn man zeigete, daß keiner da wäre. Allein, die Erfahrung ist hier wider uns. Ein und eben der Mensch wird in einigen

gen seiner Neigungen die Abwechselung, die Neuigkeit und die Veränderung lieben; er wird andere haben, in welchen er die Gewohnheit liebet und nicht fähig ist, jemals zu ändern. Wir sehen die Menschen oftmals so beschaffen; und vieleicht betriegt man sich nicht, wenn man glaubet, daß es die größte Anzahl ist. Es folget also aus dieser Beobachtung, daß der Mensch den Grund zwoer sich durchaus widersprechender Gemüthsbeschaffenheiten in sich habe, und das eben scheint einen in Verlegenheit zu setzen. Aus dieser Verlegenheit aber heraus zu kommen, gnädigster Herr, darf man nur den Montagne, la Rochefaucaut, la Bruyere und alle die großen Erforscher des menschlichen Herzens lesen. Sie lehren uns, daß der Mensch nur Widerspruch, daß er ein Proteus ist, welcher jeden Augenblick andere Gestalten annimmt, ein Räthsel, welches Salomon selbst, der weiseste unter den Sterblichen, und den ich an die Spitze der großen Sittenlehrer hätte stellen sollen, die ich genannt habe, nicht fähig gewesen auf zu lösen. Alle Wahrheiten, alle Irrthümer, der Samen aller Tugenden, die Quellen aller Laster, die edel-

sten

sten und erhabensten Leidenschaften, die niedrigsten und ekelhaftesten Neigungen; alles das findt in der menschlichen Seele, und sehr oft in einerley Seele, Platz. Wird man es also aufgeben müssen, die Menschen in ihren Grundsätzen und in ihrer Aufführung einstimmig zu sehen? Wird man niemals auf jemand rechnen können? Ja, gnädigster Herr, man kann es; die Religion allein aber wirket dieses Wunder. Sie ist unserer Seele das, was der Ofen des Scheidekünstlers dem Erzte ist, welches in fremdartige Theile eingehüllet und so zu sagen begraben hinein kömmt, aber sehr rein und ohne Vermischung herausgeht. Ich bin in diesem Briefe der Antwort zuvorgekommen, die ich von Ihnen, gnädigster Herr, auf denjenigen erwarte, welchen ich zuletzt an Sie zu schreiben die Ehre gehabt habe. Wenn ich sie werde erhalten haben, so werde ich nicht ermangeln, wieder auf diese Materie zu kommen, wofern Ihre Betrachtungen mir dazu Anlaß geben. Unterdessen ersuche ich Sie, da ich Ihnen hier meine Meynung erkläret habe, mir Ihr Gutachten davon zu sagen. Sie ist vieleicht nicht entwickelt genug, daß sie nicht

noch

noch neue Erläuterungen erfordern sollte. Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

Der XXXV Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 22sten Jul. 1759.

Es ist mir recht lieb, Herr Graf, daß unsere Gedanken so richtig zusammen treffen. Ich wußte wohl, wie ich Ihnen in meinem letzten Briefe geschrieben habe, daß zwo Wahrheiten nicht widersprechend seyn können. Ja, Herr Graf, wenn Sie ihn werden gelesen haben, so werden Sie wenigstens, wie ich mir schmeichele, eine große Gleichförmigkeit unter diesen beyden Briefen finden. Sie haben gute Ursache, zu sagen, daß ein und eben derselbe Mensch so wohl die Gewohnheit, als auch die Abwechselung, lieben werde. Dieß scheint anfänglich ein Widerspruch zu seyn. Wenn man es aber, wie wir gethan haben, im Grunde untersuchet, so wird es einem möglich vorkommen. Ich glaube auch,

daß es viele Dinge in dieser Welt giebt, die uns unmöglich vorkommen, und deren Unmöglichkeit nur davon herrühret, daß sich niemand die Mühe gegeben hat, daran zu denken. Ich bitte Sie, Herr Graf, theilen Sie mir Ihre Betrachtungen darüber mit. Ich bin ꝛc.

Der XXXVI Brief.

Der Hr. G. v. S. an S. K. H.

Den 28sten Jul. 1759.

Weil es denn ausgemacht ist, gnädigster Herr, daß der Geschmack an der Abwechselung den meisten Menschen eigen ist, und weil Sie zugestehen, daß solcher wenigstens Ihrer ist, so werden Sie mir ohne Zweifel verzeihen, wenn ich in dem Briefwechsel, welchen Sie mir mit Ihnen zu unterhalten erlauben, oft die Materie verändere.

Unter denen Irrthümern, welche der nothwendige Antheil des menschlichen Geistes sind, sind diejenigen ohne Widerspruch die gefährlichsten, welche die Sittenlehre angehen. Wenn man sich

in andern Wissenschaften, in der Naturlehre z. B. oder in der Mathematik, irret, so ist der Irrthum zwar stets verdrüßlich: allein, derjenige, der ihn begeht, ist deswegen nicht weniger glücklich, nicht weniger geschickt, etwas zur Glückseligkeit der andern bey zu tragen. In der Sittenlehre hingegen entscheiden die falschen Begriffe das Wohlseyn des Lebens; und wenn sie sich des Geistes der Großen, derjenigen, welche die andern regieren, bemächtigen, so haben sie einen Einfluß auf die Glückseligkeit der Welt. Es kömmt mir also überaus wichtig vor, daß man sich richtige Begriffe von allen Tugenden und Lastern verschaffe. Und daß muß nicht eben so leicht seyn, als man es sich anfangs einbilden könnte, weil die Aufführung der Menschen überhaupt beweist, daß sie oft dasjenige für Tugend annehmen, was es nicht ist, ohne daß sich die Leidenschaft mit einmischet, bloß aus vorgefaßten Meynungen oder unzulänglichen Einsichten des Geistes. Wie viel Unglückselige hat nicht, zum Beyspiele, die Liebe zur Ehre, diese so edle und den Menschen so nützliche Leidenschaft, gemacht, weil man sich in ihrem Gegenstande geirret,

und eine falsche Ehre die Gerechtsamen der wahren an sich gerissen hat? Dieß ist eine Materie, gnädigster Herr, die aller unserer Aufmerksamkeit würdig ist. Ich ersuche Sie, mir Ihre Begriffe von dieser wahren Ehre mit zu theilen. Wenn Sie sich befleißigen, alle Arten derselben recht zu erkennen: so werden Sie sich den doppelten Vortheil zubereiten, daß Sie weder der falschen Ehre folgen, noch sie an denjenigen bewundern, die ihr folgen. Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

Der XXXVII Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Drottningholm,
den 29sten Jul. 1759.

Sie verlangen von mir, Herr Graf, die Erklärung der wahren Ehre: ich fürchte aber sehr, daß ich Sie nicht ganz befriedigen kann: indessen will ich doch mein Bestes thun, Ihnen ein Genügen zu leisten.

Unter dem Namen Ehre versteht man zwo Arten, die wahre und falsche. Die wahre Ehre ist diejenige, welche wir suchen, und welche ein jeder Mensch suchen soll. Die Erklärung der Ehre ändert sich nach der Person, die sie suchen will. Ein König erwirbt sie durch die Erhaltung seines Königreiches, das Wohl seiner Unterthanen, die Vergrößerung seines Landes, die Glückseligkeit seiner Völker, ihre Zuneigung, die er wird zu gewinnen gewußt haben; ein Kriegesmann durch seine Tapferkeit, durch seine Thaten. Wenn Sie mir also, Herr Graf, den Stand nennen, in welchem man die wahre Ehre suchen muß, so will ich Ihnen gleich die Erklärung davon geben. Unterdessen bin ich rc.

Der XXXVIII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 4ten Aug. 1759.

Nein, gnädigster Herr, ich bitte Sie sehr um Verzeihung, es giebt nicht zwo Arten Ehre. Wenn man dieses Wort ausspricht, so versteht

man

man allezeit nur die wahre: die falsche ist keine; und der Ausdruck falsche Ehre ist nur angenommen worden, den Irrthum derjenigen zu bezeichnen, welche aufrichtig die Ehre da suchen, wo sie nicht ist. Eben so wenig kann ich zugeben, daß, wenn man die Ehre erklären will, man vorher den Stand der Person wissen müsse, welche sie zu ihrem Gegenstande machet. Die wahre Ehre ist nur eine, und ihre Grundsätze sind für alle Welt einerley. Ich will mich bemühen, Sie davon durch die Beyspiele zu überzeugen, welche Sie selbst mir anführen. Warum wird ein König mit Ehre bekrönet, wenn er sein Volk glückselig machet? Weil er alsdann alle Pflichten seines Standes erfüllet. Warum saget man von einem Kriegesmanne, er sey mit Ehre überhäufet, wenn er sich durch seine Tapferkeit und seine Thaten hervor gethan hat? Weil er alsdann alle Pflichten seines Standes erfüllet hat. Ein Gelehrter, welcher die Ehre suchet, erhält sie durch Werke, welche dienen, die Menschen zu unterrichten und vollkommener zu machen. Warum? Weil er die Pflichten seines Standes erfüllet. Diese

Beyspiele selbst, gnädigster Herr, geben uns also die Erklärung der wahren Ehre, welche die genaue Beobachtung aller Pflichten seines Standes ist. Man kann sich aber wegen seiner Pflichten betriegen; und das ist der Ursprung der falschen Ehre. Wenn, zum Beyspiele, ein König denken wird, seine Pflicht sey, Eroberungen zu machen, so ist es gewiß, er wird glauben, er könne nur dadurch zur Ehre gelangen: alsdann aber wird er eine falsche Ehre suchen, weil die wahre Pflicht eines Königes darinnen besteht, daß er sein Volk glückselig mache, und die Eroberungen nicht stets zu dieser Glückseligkeit nothwendig sind. Wenn ein Kriegesmann seine Pflicht in die Tapferkeit allein setzen wird, so wird er oft, in der Absicht, Ehre zu erwerben, mannhafte Thaten thun, welche die Klugheit und die noch viel größere Pflicht, das Menschenblut zu schonen, sehr tadelhaft machen werden. Wer sieht nicht, daß es eine falsche Ehre ist, welche in diesem Falle den Gegenstand des gedachten Kriegesmannes machet? Und wie sehr sind nicht die Gelehrten unterworfen, sich auf dem Wege zur Ehre irre führen

zu lassen. Wenn sie vergessen, daß es ihre Pflicht ist, die Menschen zu erleuchten und vollkommen zu machen; wenn sie, an Statt dieser geheiligten Pflicht, nur den Beyfall einer Welt zur Absicht haben, der man doch nicht anders, als durch eben so verderbte Werke, wie sie ist, gefallen kann: was ist das für eine Art Ehre, welche in diesen Fällen ihre Begierden anfeuret und ihre Arbeiten lenket? Sie erkennen es sattsam, gnädigster Herr, und Sie sehen aus allen diesen Beyspielen, daß die richtigen oder falschen Begriffe, welche man sich von den wahren Pflichten seines Standes machet, den einzigen Unterschied ausmachen, der sich unter der wahren und falschen Ehre findt. Uebrigens gestehe ich, daß täglich ein großer Misbrauch mit diesem Worte Ehre, in dem Reden so wohl, als in vielen Schriften, vorgeht. Zuweilen vermenget man die Ehre mit dem großen Namen; ein anderes Mal mit dem Rufe; und noch öfter mit dem Hochmuthe. Ich hoffe, gnädigster Herr, nach der Erklärung, die wir von der wahren Ehre gefunden haben, werden Sie sich nicht mehr von dem Ausdrucke verführen lassen, wenn

 er

er übel angewandt seyn wird, und vornehmlich werden Sie sich befleissigen, sich die richtigsten Begriffe von allen Ihren Pflichten zu machen, damit Sie versichert seyn, daß Sie sich niemals wegen der wahren Ehre irren. Wenn Sie indessen einige Beobachtungen über diese Lehre zu machen haben, so ersuche ich Sie, mir solche zu eröffnen. Es kömmt bey uns, wie Sie wissen, nicht auf das Glauben, sondern auf die Ueberzeugung, an. Ich habe die Ehre, zu seyn 2c.

Der XXXIX Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 5ten Aug. 1759.

Sie haben ganz Recht, Herr Graf, wenn Sie sagen, die wahre Ehre bestehe in der genauen Beobachtung der von seinem Stande vorgeschriebenen Pflichten: ich muß Ihnen aber auch sagen, Herr Graf, Sie haben die Ursache nicht recht begriffen, warum ich von der falschen Ehre geredet habe. Ich habe es

bloß

bloß gethan, sie von der wahren zu unterscheiden, und nicht, daß man sie in der Erklärung dieser letztern mit begreife. Sonst haben Sie ganz Recht, zu sagen, daß ein König keinen Ruhm erwirbt, wenn er einen Krieg ohne Ursache unternimmt, weil solcher nur abzielet, sein Volk und sein Königreich zu schwächen; welches dem Endzwecke schaden würde, den er sich bey allen seinen Handlungen vorsetzen muß (nämlich das Wohl seiner Unterthanen). Wenn er hingegen gezwungen ist, einen gerechten Krieg zu unternehmen, alsdann so muß er durch große Thaten, durch ein gutes Betragen Ehre erwerben und den Krieg nicht weiter treiben, als das Wohl seiner Unterthanen es verlanget. Ich schließe jetzo, da ich befürchte, ein längerer Brief möchte Ihnen verdrüßlich fallen. Ich bin ꝛc.

Der XL Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 11ten Aug. 1759.

Unterdessen daß wir begriffen sind, gnädigster Herr, die Irrthümer in der Sittenlehre zu untersuchen, so erlauben Sie mir, ein wenig mit Ihnen von einem sehr gemeinen, wiewohl sehr wichtigen, unter diesen Irrthümern zu sprechen; ich verstehe die Meynung, welche viele Leute von der Verstellung hegen. Zuweilen erhebt man sie zur Tugend, ein ander Mal thut man ihr das Unrecht und vermenget sie mit der Falschheit. Ich denke nicht, daß man in einem oder dem andern Falle Recht habe. Damit ich aber unsere Verabredungen nicht überschreite, so werde ich meine Begriffe von dieser Sache nur nach dem Maaße aus einander setzen, wie Sie mir Ihre werden entwickeln wollen. Inzwischen, und damit mein Brief nicht gar zu unwürdig dieses Namens sey, will ich heute das Papier mit einigen Betrachtungen anfüllen, welche fähig sind, die Materie noch mehr auf zu klären, wovon wir zuletzt gehandelt haben.

Obgleich die Ehre stets einerley Grundsätze hat, in welchem Stande derjenige auch seyn mag, der sie zu erwerben suchet, so ist es doch gewiß, daß es verschiedene Grade der Ehre, nach den verschiedenen Ständen der Menschen, giebt. Die Ehre eines berühmten Dichters, zum Beyspiele, ist mit eines Feldherrn seiner nicht zu vergleichen, welcher durch seine Dienste eine ganze Nation wird gerettet, oder berühmt gemacht haben; und diese Ehre, so groß sie auch ist, kann indessen doch nicht mit eines Monarchen seiner verglichen werden, welcher im Frieden, wie im Kriege, das Glück seiner Unterthanen wird gemacht haben. Die Urtheile aller Menschen sind wegen dieser Schätzung der Ehre dergestalt einstimmig, daß ich nicht nöthig habe, Beyspiele zu suchen, um sie zu beweisen. Wenn Sie mich aber fragen, gnädigster Herr, welches denn die Grundsätze dieser Schätzung in der Seele der Menschen seyn können? so werde ich die Ehre haben, Ihnen zu antworten, es könne sichtbarlich nur die Wichtigkeit unserer Pflichten den Grad unserer Ehre entscheiden. Plinius sagete zum Trajan, seine höchste Ehre wäre,

daß er einer so unumschränketen Macht, als seine, nicht gemisbrauchet hätte. Warum war das die höchste Ehre für einen Fürsten, der solche aus so vielen Ursachen verdienet hatte? Weil es die wichtigste Pflicht eines regierenden Fürsten, diejenige, welche am unfehlbarsten die öffentliche Glückseligkeit wirket, ist, daß er der höchsten Gewalt nicht misbrauchet. Wenn man diesem Vernunftschlusse folget, so wird man mit der größten Deutlichkeit sehen, daß die Ehre, welche ein jeder in seinem Stande hoffen kann, der Wichtigkeit der Pflichten dieses Standes, das ist, dem größern oder kleinern Verhältnisse gemäß ist, welches sich unter unsern Pflichten und dem gemeinen Besten der Gesellschaft befindt. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der XLI Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 12ten Aug. 1759.

Sie verlangen von mir, Herrr Graf, die Erklärung der Verstellung, und Sie sagen mir, daß viele sie in die Reihe der Tugenden, andere

dere in die Reihe der Laster setzen. Ich glaube, es geht mit ihr, wie es fast mit allen Dingen in der Welt geht, daß man sie so wohl zum Guten als zum Bösen anwenden kann. Wir wollen jetzo auf ihre Erklärung kommen.

Die Verstellung ist die Kunst, seine Gedanken so zu verbergen, daß man sie nicht errathen kann. Sie sehen, daß man dadurch viel gutes und viel böses thun kann. Denn man kann sie verbergen, in der Absicht böses zu thun. Die Verstellung ist also ein Gut und zugleich ein Uebel. Wir haben Völker gesehen, die so gar nicht einmal den Namen der Verstellung kannten. Diese Völker, welche wir **Barbarn** nennen, könnten uns, und zum Unglücke mit mehrem Rechte, diesen Namen beylegen. Sie haben eine edle Aufrichtigkeit, welche sie ihre Gesinnungen nicht verhehlen und alle Erdichtung und Verstellung verachten läßt. Dergleichen Tugenden sollten unser Antheil seyn, die wir so gesittet sind, und so viele nützliche und angenehme Künste besitzen. Es ist aber genug von dieser Materie. Ich schließe einen Brief, der vieleicht schon zu lang ist. Ich bin ꝛc.

Der XLII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 19ten Aug. 1759.

Sie scheinen zu glauben, gnädigster Herr, daß die Verstellung bald eine Tugend, bald ein Laster sey; und ich würde mich eben so wenig von dieser Meynung entfernen, wenn ich den Begriff annehmen könnte, den Sie mit dem Worte verknüpfen, von welchem hier die Rede ist. Ich bin aber verbunden, die Ehre zu haben, Ihnen zu sagen, daß Ihre Erklärung nicht alles das in sich schließt, was man unter diesem Worte versteht. Man wird niemals von einem Menschen sagen, er verstelle sich, der die Kunst besitzt, seine Gedanken so zu verbergen, daß man sie nicht errathen kann. Dieß sind Ihre Worte, gnädigster Herr. Man wird von ihm sagen, er sey ein Mensch, der etwas geheim halten kann; er sey Meister über sich; er lasse sich nur so weit ausforschen, als er wolle. Wenn zu allem dem Kunst gehöret, so ist es eine stets nützliche, und stets an

zu preisende Kunst: alsdann ist es keine Verstellung mehr, selbst nach Ihrem Sinne, weil Sie fest setzen, daß diese, wenigstens in gewissen Fällen, tadelhaft sey. Ich habe ohne Zweifel nicht nöthig, zu beobachten, daß, wenn ich diejenigen also lobe, welche ein Geheimniß zu verwahren wissen, ich die Gelegenheiten ausnehme, wo die Pflicht will, daß man es nicht bewahre. Diese Kunst wird alsdann ein Verbrechen, welches aber nichts mit der Verstellung gemein hat. Ich komme wieder auf sie; ich glaube, man könne sie nicht besser erklären, als wenn man saget: sie sey die Kunst, andere glauben zu lassen, daß man das nicht wisse, was man weis, und daß man das nicht denke, was man doch im Grunde denket. Das sind wenigstens die Begriffe, die man durchgängig von denjenigen hat, von welchen man saget, sie verstellen sich. Sie werden bemerken, gnädigster Herr, wenn es Ihnen beliebet, daß unter dem Menschen, der sich nicht ausforschen läßt, und unter dem, der sich verstellet, dieser wesentliche Unterschied ist, daß der erste nur an sich denket, der andere aber stets die

andern im Gesichte hat. Der eine verbirgt allein sein Inneres; der andere will, daß man sein Inneres anders urtheile, als es ist. Ein Mensch, der sich verstellet, ist also durchaus nicht falsch; weil die Falschheit darinnen besteht, daß man das Gegentheil von dem saget, was man denket: er kömmt aber einem Falschen sehr nahe; und die Wirkung der Verstellung, wenn sie vollkommen ist, ist der Wirkung der Falschheit wenigstens darinnen sehr ähnlich, daß die andern in dem, was uns betrifft, eben sowohl hintergangen werden. Aus dieser Beobachtung, dünket mich, folget, daß die Verstellung in keinem Falle unter die Tugenden könne gesetzet werden. Herr Formen, einer der berühmtesten Metaphysiker unserer Zeiten, saget: „die „guten Fürsten haben die Verstellung als ein nothwendiges Uebel angesehen; die Tyrannen aber, „als Tiberius, Ludwig XI, u. a. m. schmückten „sich damit, als mit einer Tugend.“ Herr Formey setzet also, die Verstellung sey stets ein Uebel; und ich denke so, wie er. Wenn er aber die Meynung derjenigen guten Fürsten hat billigen wollen, welche sie als ein nothwendiges Uebel angesehen

haben,

haben, so kann ich seiner Meynung nicht seyn. Das wäre ein Punkt zur Untersuchung für uns: heute aber würde diese Untersuchung die unsern Briefen vorgeschriebenen Gränzen überschreiten. Ich habe die Ehre rc.

Der XLIII Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Drotningholm,
den 26sten Aug. 1759.

Sie haben, Herr Graf, die wahre Erklärung der Verstellung gefunden. Es dünkete mich auch, einerley Sache könnte nicht zwo so entgegen gesetzete Eigenschaften haben, als die Tugend und das Laster. Meine Erklärung schien dem nicht zuwider zu seyn: Ihre aber hat diesen Widerspruch gänzlich gehoben. Wir wollen jetzo auf die Frage kommen, die Sie mir vorlegen. Die guten Fürsten, sagen Sie, haben die Verstellung als ein nothwendiges Uebel angesehen. Solche Fürsten haben geglaubet,

sie

sie dürften sie nur anwenden, Gutes zu thun; ein Uebel aber kann dergleichen niemals veranlassen. Sie haben sich also in ihrer Erklärung geirret; und sie haben den Namen Verstellung für ihre Gedanken verbergen gesetzet. Das, glaube ich, Herr Graf, ist ihre Absicht gewesen. Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort, damit ich mich ganz erklären könne. Ich bin etc.

Der XLIV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 2ten Sept. 1759.

Wir haben bisher in unsern Briefen, Herr Graf, von der Ehre, von der Verstellung und dergleichen Materien gehandelt: wir haben aber nicht an die Gabe des Himmels, an den Reiz des Lebens, an das Band der Gesellschaft, mit einem Worte, an die Freundschaft, gedacht. Die Erklärung dieses so oft gebrauchten Namens, den man, wenn ich es sagen darf, so sehr misbrauchet, ist

ist ziemlich schwer zu finden. Die Freundschaft ist die vollkommene Verbindung zweyer Herzen, deren Wünsche, deren Gedanken nur abzielen, zur Glückseligkeit eines jeden von ihnen etwas bey zu tragen. Dieß ist, dünket mich, ihre wahre Erklärung. Sie mögen davon urtheilen. Das Sichere dabey aber ist, daß man ohne sie keine Gesellschaft haben würde; und was machet wohl sonst die Glückseligkeit dieses Lebens, als die Gesellschaft? Man kann also mit Rechte sagen, die Freundschaft sey ein Geschenk des Himmels. Aber genug für heute. Ich schließe meinen Brief, der vieleicht schon gar zu lang ist. Ich bin rc.

Der XLV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 8ten Sept. 1759.

Es ist wohl wahr, gnädigster Herr, daß die Freundschaft das vornehmste unter den Gütern dieser Welt ist; und daß, wenn man fähig

Bayerische Staatsbibliothek München

ist, den Werth desselben zu empfinden, man alle die andern Güter nur in so weit schätzet, als die Freundschaft ihre Annehmlichkeit und ihre Reizungen darüber ausbreitet. Wenn ich aber nicht die Ehre gehabt habe, in meinen vorhergehenden Briefen mit Ihnen davon zu reden, so ist es geschehen, weil dieß hier eine Sache der Empfindung, und nicht eine Sache der Untersuchung ist. Ich weis wohl, daß man ganze Bücher von der Freundschaft geschrieben hat, um alle Verbindlichkeiten, alle Gerechtsamen derselben zu lehren. Ich weis aber auch, daß niemand deswegen zur Freundschaft fähig geworden, weil er diese Bücher gelesen, noch sein Herz dieser Empfindung versaget hat, weil er sie nicht gelesen. Außer dem, gnädigster Herr, werden Sie die Güte haben, und sich erinnern, daß wir in unsern vorhergehenden Briefen nur die Irrthümer bey der Sittenlehre zum Gegenstande gehabt haben. Man irret sich sehr oft, man machet sich falsche Begriffe von der Ehre, von der Verstellung, von einigen andern Tugenden oder Lastern: ich habe aber nicht bemerket, daß man sich jemals in Ansehung der Freundschaft betrogen;

ob

ob man sich gleich unglücklicher Weise nur gar zu oft bey Freunden betriegt. Uebrigens scheint mir die Erklärung, welche Sie davon geben, sehr richtig zu seyn; und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie entzückt ich über die Hitze bin, womit Sie davon reden. Glauben Sie mir, gnädigster Herr, diejenigen, welche selbst zur Freundschaft fähig sind, finden auch Freunde. Die Zeit ist sehr verderbt: es giebt aber noch, Gotte sey Dank, tugendhafte Seelen, welche das Bedürfniß zu lieben empfinden, und daraus ihre einzige Glückseligkeit machen. Ich sage tugendhafte Seelen; denn eine jede Verbindung, welche nicht die Liebe zur Tugend zum Grunde hat, kann wohl auf einige Zeit den Namen der Freundschaft an sich reissen, sie wird aber niemals, weder die Annehmlichkeit, noch die Dauer derselben haben. Kann aber die wahre Freundschaft wohl in einem Herzen Statt finden, welches nicht von der allgemeinen Neigung, alle Menschen zu lieben, durchdrungen ist, die der berühmte Abt St. Pierre die Wohlthätigkeit (bienfaisance) nannte; ein Wort, welches zu seiner Ehre in der französischen Sprache geblieben

ist, die dasselbe nicht hatte? Ich ersuche Sie, gnädigster Herr, mir Ihre Meynung davon zu sagen. Ich mag gern zuweilen zu Ihrem Herzen reden: wir werden darnach wieder auf Sachen kommen, welche für den Verstand gehören. Sie wissen, **Abwechselung** ist unser Wahlspruch. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der XLVI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 9ten Sept. 1759.

Ja, Herr Graf, ich glaube, die Annehmlichkeit der Freundschaft ohne die Neigung zur Wohlthätigkeit könne nur in den Herzen einer einzigen Art Menschen Statt finden, welchen ich den Namen **Misanthropen** gebe. Diese Menschen hassen das menschliche Geschlecht wegen der Laster, die sie an ihm finden: dieser Haß aber hindert sie gleichwohl nicht, diejenigen zu lieben, bey den sie Tugenden gefunden haben; sie können mit ihnen die Süßigkeiten der Freundschaft schmecken. Nur

Tyran-

Tyrannen und die Geisseln des menschlichen Geschlechtes können es über alle Maßen hassen. Solche Menschen können indessen Mitgenossen ihrer Verbrechen haben, da sich viele versehen können, wenn sie glauben, daß sie ihre Freunde sind, unterdessen daß sie doch gleichwohl im Grunde des Herzens gehasset werden, und ihnen nur zu Werkzeugen zu tausenderley Grausamkeiten dienen. Ich schließe also, daß die einzigen Misanthropen Freunde haben können, ob sie gleich die übrigen Menschen hassen, und daß sie allein, ohne von der Liebe zur Wohlthätigkeit durchdrungen zu seyn, gleichwohl zu einer wahrhaften Freundschaft fähig seyn können. Ich bin ꝛc.

Der XLVII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 15ten Sept. 1759.

Es ist wahr, gnädigster Herr, daß, nach der genauen Bedeutung des Wortes Misanthrop, ein Mensch von dieser Gemüthsart das mensch-

menschliche Geschlecht hasset; und dieser Haß, womit sein Herz angefüllet ist, machet ihn oft zu einer wahren Freundschaft mit einem auf der Welt untüchtig, er sey wer es wolle. Dergleichen Gemüthsarten aber sind nicht vorhanden; wenigstens sind sie sehr selten und nicht werth, daß man sich bey ihnen aufhalte. Die Leute, welche man insgemein Misanthropen nennet, hassen nicht so wohl die andern Menschen, als vielmehr ihre Laster und ihr Lächerliches, wovon sie geärgert werden. Sie haben selbst viel Eifer für die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Tugend überhaupt, welches sehr löblich ist: sie haben aber gar keine christliche Liebe gegen den Nächsten, keine Nachsicht gegen seine Schwachheiten; sie erzürnen sich über alle menschliche Unvollkommenheiten, und fassen am Ende, nicht einen Haß gegen die Gesellschaft der Menschen, sondern einen Abscheu vor ihr. Diese Gemüthsarten könnten noch wohl, wenn man es scharf nehmen wollte, zur Freundschaft gegen jemand fähig seyn, dessen Sitten ihnen der Vollkommenheit nahe zu kommen schienen, die sie fordern: ich zweifele aber stark, daß diese Freundschaft

dauer-

dauerhaft seyn könne. Die Gemüthsbeschaffenheit des Misanthropen ist so mürrisch, sein Geist so hurtig, sich über die geringsten Fehler der Menschen zu entrüsten, daß er sich sehr schwerlich der Freundschaft lange ergeben wird, welche die Sanftmuth selbst ist, und nur durch die Achtsamkeiten, durch die Gefälligkeiten und eine Art von gegenseitiger Duldung unter den Freunden besteht. Aus allem dem folget also, daß die einzigen zu einer wahren Freundschaft fähigen Herzen die wohlthätigen Herzen sind, die voll von einem allgemeinen Wohlwollen gegen alle Menschen das Bindende und diejenige Zärtlichkeit haben, welche die Empfindung eingiebt, und die da machen, daß man selbst alle Reizungen derselben schmecket. Lesen Sie, gnädigster Herr, ich bitte Sie darum, Cicerons Buch de Amicitia. Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen neulich zu sagen, daß diese Abhandlungen nicht lehren, wie man ein Freund seyn soll. Wenn man aber eine Neigung zur Freundschaft hat, so höret man diejenigen gern, welche gut davon reden; und es ist wahr, der römische Redner verdienet in dieser Absicht, daß man ihn zu Rathe ziehe. Sie wer-

werden darinnen vornehmlich sehen, daß die größten Männer des alten Roms, die Fabier, die Scipionen und andere Muster, in der Freundschaft, wie in dem Heldenmuthe, gewesen. Dieß beweist, daß die großen Seelen stets menschlich sind, und daß der wahre Held auch ein guter Mensch ist. Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

Der XLVIII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 16ten Sept. 1759.

Sie haben ganz Recht, Herr Graf, wenn Sie sagen, daß die Freundschaft fast immer den Helden folge. Sie ist eine von ihren verlangenswürdigsten Eigenschaften; da man den Heldenmuth als eine Zusammenfassung aller Tugenden, welche den Menschen leutselig, empfindsam und großmüthig machen, erkläret. Wenn diese Erklärung des wahren Heldenmuthes richtig ist, so ist es augenscheinlich, daß unter denen Eigenschaften, welche einen wahren

Hel-

Helden zu bilden dienen, die Freundschaft Platz haben muß; denn welche Eigenschaft, dienet mehr zur Glückseligkeit desjenigen, welcher sie besitzt, und so gar des menschlichen Geschlechtes ihrer, als diese? Wir haben in unsern vorhergehenden Briefen gesehen, daß die Freundschaft nicht ohne die Wohlthätigkeit bestehen könne; und ich glaube, die ganze Welt sey überredet, daß diese stets die Glückseligkeit der Menschen mache. Ich bin also überzeuget, daß sie sich auch nothwendig bey dem wahren Helden finden müsse. Ich hoffe, Sie werden eben der Meynung seyn, und indessen bin ich ꝛc.

Der XLIX Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 23sten Sept. 1759.

Ich habe lange von Ihnen Zeitung erwartet, Herr Graf; und weil ich keine erhalten habe, so fürchte ich, es habe irgend eine Krankheit Sie verhindert, an mich zu schreiben. Indessen hoffe

ich doch, es habe irgend eine andere Ursache Ihr Stillschweigen veranlasset. Ich werde zu einer großen Reise abgehen. Da Sie meine Neigung zur Abwechselung kennen, so können Sie wohl einsehen, was ich für eine Freude habe. Ich denke auch nur daran, und mir träumet so gar des Nachts davon. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, wenn ich Sie von keinen andern Sachen unterhalte. Da ich Ihnen aber nichts wichtiges zu melden habe, so kann ich mich nicht enthalten, von meiner Reise mit Ihnen zu reden; denn jetzo ist alles Reise bey mir. Ich bin ꝛc.

Der L. Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 24sten Sept. 1759.

Ich bin entzückt, gnädigster Herr, über das Vergnügen, welches Sie haben werden, einige Zeit auf einer angenehmen Reise zu zu bringen. Man hat mir gesaget, daß Sie zuerst nach Upsal gehen. Diese Stadt ist Ihrer Neugier in vieler-

vielerley Absichten würdig. Ihr Alterthum, ihr Ruf, ihre Denkmäler, ihre jetzigen Einrichtungen, verdienen auf gleiche Art die Aufmerksamkeit eines Reisenden, und ich bin überzeuget, es werde Ihrer nichts von dem allen entgehen. Vornehmlich mache ich mir Rechnung, gnädigster Herr, daß es Ihnen sehr lieb seyn werde, mit denen dem Staate so nützlichen Männern Bekanntschaft zu machen, welche ihre Zeit und ihre Gaben dem Unterrichte unserer Jugend wiedmen. Wenn der fähige Geist, die Kenntnisse und die Tugenden zur Glückseligkeit der Welt etwas beytragen können; wie viel Hochachtung und Ansehen sind wir nicht denjenigen schuldig, welche die beschwerliche Sorge auf sich nehmen, den Geist und das Herz junger Leute zu bilden; ihre Gemüthsbeschaffenheiten zu erforschen; ihre verschiedenen Grade des Geistes und der Fähigkeit zu unterscheiden; sich desjenigen zu bedienen, was ein jeder vorräthig haben kann; ihm den Weg zu bezeichnen, dem er mit gutem Erfolge wird nachgehen können; allen die Begierde zum wahren Ruhme ein zu flößen; die Nacheiferung unter ihnen zu erwecken; mit einem

Worte, sie durch ihre Lehren zu erleuchten und durch ihre Beyspiele auf zu muntern. Dieß ist die, wiewohl noch sehr unvollkommene, Abschilderung einer guten Universität. Es ist fast unmöglich, daß ein junger Mensch, der auf einer solchen Schule erzogen worden, sie nicht, von der Liebe zu allen seinen Pflichten durchdrungen, verlassen sollte, welche der große Gegenstand aller Studien ist. Daher sehen Sie, gnädigster Herr, wie viel einem regierenden Fürsten daran gelegen ist, solche Stiftungen zu beschützen und nichts zu sparen, ihnen alle die Vollkommenheit zu geben, deren sie fähig sind. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der LI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 14ten Oct. 1759.

Vieleicht könnten Sie mich, Herr Graf, einer wenigen Genauigkeit beschuldigen: die Zeit aber hat mir nicht erlaubet, auf Ihren letzten

Brief eher zu antworten. Ja, Herr Graf, ich bin in Upsal gewesen, und ich habe alles das gefunden, was Sie mir gesaget haben. Ja, eine der vornehmsten Sorgen eines Königes ist, über die Erziehung der Jugend zu wachen; denn durch sie kann man gute Bürger bilden; und die sind es, welche einen Staat blühend und glückselig machen. Upsal ist ein für jedermann ehrwürdiger Ort wegen seines Alterthumes und seines alten Glanzes. Daselbst haben so viele Könige mit so vielem Ruhme regieret. Daselbst ist das Christenthum zuerst in Norden eingeführet worden. Odins Tempel, wohin alle Völker aus Norden haufenweise liefen, der in eine christliche Kirche verwandelt worden, ist ein Denkmaal von der menschlichen Abwechselung und von unserer Glückseligkeit, eine Religion zu besitzen, welche ewig seyn wird, und nichts von der Zeit zu befürchten hat. Ich endige meinen Brief mit dieser Betrachtung, und bin rc.

Der LII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 20sten Oct. 1759.

Ich bin entzückt, gnädigster Herr, daß Sie mit Ihrer Reise nach Upsal zufrieden sind. Ich nehme mich der Ehre dieser Universität unendlich an; und es ist ein Theil davon, wenn Sie die Neugier eines solchen Reisenden, wie Sie, befriediget. Man hat mir gesaget, man habe bey Ihrem Aufenthalte daselbst eine Disputation gehalten, deren Gegenstand gewesen, den Vorzug zu beweisen, welcher den Eigenschaften des Herzens vor allen Vollkommenheiten des Geistes gebühre. Ich weis nicht, ob diese akademische Uebung nach dem Sinne der Zuhörer ausgeführet worden: ich weis aber, daß man, nach meinem Sinne, keine wichtigere, noch nützlichere Materie zu einer Zeit wählen können, wo die Sittenlehre, zum Unglücke, so außer der Maßen unter uns verfallen ist. Man fraget nicht mehr, was recht und redlich ist; man will nur wissen, was nützlich

ist.

ist. Der Intriguengeist (das Ränkemachen,) ist preiswürdig geworden; und das größte Lob, daß man einem Menschen geben kann, ist, daß man saget, er sey ein listiger und verschlagener Mann, (en slug Man, ein schlauer Mann,) welches in jedem Lande, wo es Sitten giebt, beynahe ein Schimpf ist. Der aufrichtige Mann, welcher schlecht und recht ist, der nur seine Pflicht kennet, der nur das gemeine Beste vor Augen hat, und dem die besondern Absichten gleichgültig sind; dieser Mann genießt fast keiner Achtung unter seinen Landesleuten; sie wird vielmehr denjenigen schlauen Geistern zugestanden, welche ihr und der andern Glück zu machen wissen, ohne sich wegen der Mittel eben sehr zu bedenken, welche sie anwenden, damit es ihnen gelinge. Dieses Uebel wird Ihnen ohne Zweifel sehr groß vorkommen, gnädigster Herr, und Sie werden mich um das Hülfsmittel dawider fragen. Das Kräftigste wird seyn, die fast erloschene Religion in aller Herzen wiederum her zu stellen; ihre Sittenlehre ist unter allen die vollkommenste; und wer ein wahrer Christ ist, wird sicher ein ehrlicher Mann

und

und ein guter Patriot seyn. Ueber dieses ist es gewiß . . .

Der LIII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 21sten Oct. 1759.

Ich bin ganz Ihrer Meynung, Herr Graf, wenn Sie sagen, daß die Eigenschaften des Herzens, des Geistes seinen vor zu ziehen sind. Ich kann aber nicht Ihrer Meynung seyn, wenn Sie an einem andern Orte Ihres Briefes sagen: „Der Intriguengeist sey in der Nation preiswür„dig geworden.“ Vieleicht bin ich durch die Liebe verblendet, die ich zu meiner Nation trage, weil ich ein geborener Schwede bin, und will bey meinen Landesleuten dergleichen Gesinnungen nicht argwohnen; oder weil ich bey andern eben die Gesinnungen glauben will, wovon ich beseelet bin, so bilde ich mir ein, sie seyn unfähig zu dichten. Ueber dieses so ist die schwedische Nation zu jeder Zeit wegen ihrer Aufrichtigkeit berühmt gewesen; denn

wenn

wenn man bey andern viel gesittetern, aber nicht so aufrichtigen, Nationen, von einem wahrheitredenden Manne sprechen wollte, so sagete man, er wäre so gerade heraus, wie ein Schwede. Ein dergleichen Tribut, welcher der schwedischen Aufrichtigkeit von so vielen andern, so gar feindlichen, Nationen gegeben worden, welche sich für verbunden gehalten haben, die Tugend an ihren Feinden selbst zu verehren, muß sie wohl in Ihrem Gemüthe von dem Verdachte lossprechen, welchen Sie wider sie hegen. Sie hat ihren Charakter in einer so kurzen Zeit nicht ändern und gerade in den entgegen gesetzeten Fehler fallen können. Das ist genug für heute. Ich bin 2c.

Der LIV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 27sten Octobr. 1759.

Es ist höchstlobenswürdig, gnädigster Herr, seine Nation zu lieben: man muß aber sein Vaterland noch mehr lieben. Man kann seine

Nation, d. i. seine Zeitgenossen, mit denen man lebet, zu sehr lieben; man kann sich wegen ihrer Fehler verblenden, ihre guten Eigenschaften vergrößern, mit einem Worte, sich von dem Geschmacke und der Gewohnheit, die uns an sie heftet, berücken lassen. Es giebt außer dem eine Liebe zu seiner Nation, welche eigentlich nur eine Liebe seiner selbst ist, und welche machet, daß man seine Nation aus Eitelkeit, aus demjenigen geheimen Stolze, der sich einen Theil der Ehre zueignet, die man der ganzen Nation so überflüßig zugesteht, über alle andere setzet. Die Liebe zum Vaterlande hat keine von diesen Schwachheiten. Diese Liebe, welche man mit andern Worten **die Liebe zum gemeinen Besten** nennen kann, läßt uns die Fehler, wie die guten Eigenschaften, unserer Nation sehr wohl erkennen. Sie machet auch, daß man ihre Fehler aufmutzet, um sie zu verbessern, in der festen Ueberredung, daß sie oft nur da sind, weil man sie nicht kennet. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen werde ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen, gnädigster Herr, es sey wahr, daß unsere Nation viele vortreffliche Eigenschaften

habe,

habe. Das Volk ist im Grunde gut, voller Ehrliebe, sehr herzhaft, und indessen doch sehr ruhig, seinen Pflichten ergeben, leicht zu führen, wenn es nur überredet ist, daß man nichts, als etwas gerechtes, von ihm verlanget. Die Leute von höherm Stande haben ohne Zweifel die Anlage zu allen Tugenden des Volkes: die unter sie eingeführte Ueppigkeit aber hat dasjenige Verderben der Sitten hervorgebracht, worüber ich mich in meinem letzten Briefe beklagete.

Sie sind noch nicht im Stande gewesen, es für sich selbst kennen zu lernen: ich melde es Ihnen aber zuvor, weil ich eine geheime Ahndung habe, daß Sie dereinst viel werden thun können, ihm ab zu helfen. Das erste dazu, ich unterstehe mich, es noch einmal zu wiederholen, wird seyn, daß Sie aus Ihrem Reden so wohl, als aus Ihrem Beyspiele, urtheilen lassen, die Redlichkeit, die Wohlthätigkeit, die Gerechtigkeit und der Eifer für das gemeine Beste, hätten die erste Stelle in Ihrer Hochachtung, und verdieneten sie auch in aller Welt ihrer. **Bey dem größten Witze wird man nur ein großer Geist, und niemals**

ein großer Mann seyn, wenn man nicht zugleich durch das Herz und die Seele groß ist. (Trüblets Versuche der Litterat. und Moral.) Heute zu Tage scheint es, daß man nicht so denket. Wenn man die Eigenschaften des Herzens für die schätzbarsten hielte, so würden sie sicher am höchsten geschätzet werden: nichts aber beweist das Gegentheil besser, als dasjenige, was ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen von der Art an zu merken, wie man hier diejenigen lobet, die man sehr loben will. Es scheint, man sey darinnen redlich, und man glaube aufrichtig, daß gewisse Gaben des Geistes einen von gewissen Eigenschaften des Herzens frey sprechen. Dieß ist vieleicht der Fall, wo, wie ich schon angemerket habe, ein Fehler nur da ist, weil man ihn nicht kennet; und Sie werden folglich über die Hälfte der Verbesserung ausgeführet haben, wenn Sie die Unwissenheit zerstreuet haben werden, welche den Irrthum verursachet. Nach diesem werden Sie sich befleißigen müssen, gnädigster Herr, wenn Sie können, die Ueppigkeit zu zerstören, oder wenigstens zu mäßigen, welche für

die

die Sitten einer Nation die wahre Büchse der Pandora ist, woraus alle Uebel kommen, welche sie anstecken. Die Gränzen eines Briefes erlauben mir nicht, Ihnen diese Wahrheit heute zu beweisen. Ich behalte mir die Ehre vor, Sie ein ander Mal davon zu unterhalten.

Ich werde aber gewahr, gnädigster Herr, daß wir sehr lange von keinen neuen Zeitungen in unsern Briefen geredet haben. Ich fange an, ganz und gar nichts mehr von demjenigen zu wissen, was in der großen Welt vorgeht. Ich ersuche Sie, mich wenigstens überhaupt davon zu unterrichten. Wenn es wahr ist, wie ich habe sagen hören, daß sich die lange Krankheit des Königes in Spanien endlich durch seinen Tod geendiget habe; daß Don Carlos, König in Neapolis, zu seinem Nachfolger erkläret worden; und daß unterdessen so lange, bis dieser Monarch in seinen neuen Staaten ankömmt, der verwitweten Königinn die Regierung derselben aufgetragen worden: so scheint das eine Begebenheit zu seyn, welche große Folgen in den allgemeinen Angelegenheiten von Europa haben muß. Ich bilde mir ein, man

mache darüber viele Muthmaßungen. Die besten Staatsklugen wissen wohl, daß sie sich öfter betriegen, als etwas errathen: indessen muß man doch muthmaßen. Wenn es etwas verdrüßliches ist, von dem Künftigen schlecht zu urtheilen, so ist es noch viel verdrüßlicher, sich nicht damit zu beschäfftigen. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der LV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 23sten Octobr. 1759

Sie sagen, Herr Graf, man könne seine Nation zu sehr lieben. Sie werden mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß ich glaube, die Gesellschaft überhaupt könne sich dabey sehr wohl befinden; denn diese Liebe wird nur gute Bürger bilden können, welche sich befleissigen werden, sie blühend zu machen. An einem andern Orte Ihres Briefes glauben Sie, man müsse lieber sein Vaterland lieben, und ich sehe dabey noch keinen Unterschied. Ich bitte Sie inständig, mir den

Unter-

Unterschied zu sagen, den Sie unter diesen beyden Wörtern machen.

Man hat Ihnen recht gesaget, wenn man Ihnen den Tod des Königes in Spanien gemeldet; er ist im letzten Monate August gestorben. Diese an sich traurige Begebenheit hat seinen Unterthanen, von denen er geliebet worden, vielen Schmerz verursachen müssen: seine lange Krankheit hat ihnen den Tod oft vorher gesaget, und eben dadurch ihre Traurigkeit gemildert. Leben Sie wohl, Herr Graf; es giebt keine andere Zeitungen, die wichtig genug sind, davon zu reden. Ich bin 2c.

Der LVI Brief.

S. K. H. an den Hn. G. v. S.

Den 1sten Nov. 1759.

Sie fragen mich, Herr Graf, in Ihrem Briefe vom 27sten October um die Folgen, welche der Tod des Königes in Spanien und die Gelangung des Don Carlos zur Krone gehabt haben: ich habe aber Ihre Neugier nicht eher be-

friedigen können. Don Carlos hat sich in einem sehr verlegenen und sehr unglücklichen Falle für einen zärtlichen Vater und einen guten König gesehen. Sein ältester Sohn, Don Philipp, ist untüchtig zur Regierung. Der König in Spanien ist verbunden gewesen, zu wählen: entweder seine Völker unglücklich zu machen, wenn er ihnen einen Herrn gäbe, welcher die Verrichtungen desselben nicht erfüllen würde; oder seinem Sohne ein Recht zu nehmen, dessen er sich durch kein Verbrechen unwürdig gemacht hatte. Indessen hat er doch dieses letztere dem andern vorgezogen, weil er dadurch nur einen Sohn, durch das andere hingegen Millionen Menschen, unglücklich machete. Ich glaube, dieser Herr hätte gleichwohl das Beste des Staates mit dem Besten seines Sohnes vereinigen können. Er konnte seinen zweyten Sohn zur Regierung des Königreiches ernennen, unterdessen daß der älteste allen Aussenschein der königlichen Würde gehabt hätte. Dadurch vereinigte er diese beyden Besten zugleich, ohne daß er die geringste Ungerechtigkeit zu thun schien. Leben Sie wohl, Herr Graf; machen Sie mich

Ihrer

Ihrer Gedanken darüber theilhaftig. Ich bin ꝛc.

Der LVII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 3ten Nov. 1759.

Es ist wahr, gnädigster Herr, daß in der ordentlichen Sprache, seine Nation lieben und sein Vaterland lieben, zween Ausdrücke sind, die beynahe einerley bedeuten. Sie wissen aber, daß es keine ganz vollkommen gleichgültige Redensarten giebt. Ich habe also in meinem letzten Briefe den Unterschied fest gesetzet, den man unter der Liebe zur Nation und der Liebe zum Vaterlande machen könnte; und wenn Sie diesen Brief noch einmal mit einiger Aufmerksamkeit wieder durchlesen wollen, so werden Sie finden, daß dieser Unterschied sehr groß ist. Ich würde Ihrem Verstande Unrecht zu thun glauben, wenn ich mich noch weiter einließe, solchen zu entwickeln.

Ich danke Ihnen tausendmal, gnädigster Herr, für die wichtigen besondern Umstände, die Sie mir von dem Zustande der Angelegenheiten in Neapolis und Spanien haben mittheilen wollen. Die Blödsinnigkeit des Prinzen Don Philipp, die jetzt so stark bestätiget ist, ist doch etwas abscheuliches und beweinenswürdiges. Was für ein Zustand für einen Vater, wenn er also verbunden ist, ein häusliches Unglück vor aller Welt bekannt zu machen, von welchem sein Herz schon mehr, als zu sehr, gerühret worden! Ich denke indessen doch, daß dieser Monarch, welcher in diesem Stücke nur gar zu sehr zu beklagen ist, bey dieser kützlichen Gelegenheit die beste Parthey ergriffen, die er hat ergreifen können. Diejenige, die Sie sich vorstellen, gnädigster Herr, scheint mir durchaus nicht an zu nehmen zu seyn. Sie müssen sich, als Ihnen diese Vorstellung eingekommen ist, nicht recht erinnert haben, was die königliche Würde ist. König seyn, ist ohne Zweifel eine große Würde, weil sie die vornehmste in der Welt ist: es ist aber ein noch größeres Amt und das beschwerlichste Amt, welches es auf Erden giebt. Wer nicht

fähig ist, die Pflichten des Amtes zu erfüllen, kann und soll nicht der Rechte der Würde genießen. Dieß ist so einfach, und wird durchgängig so gut erkannt, daß ich nicht glaube, ich dürfte mich darüber in die geringste Untersuchung mit Ihnen einlassen. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der LVIII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 4ten Nov. 1759.

Sie haben einiger Maßen Recht, Herr Graf. Die königliche Würde ist die vornehmste Würde auf der Welt, und auch die schwerste unter allen. Hieraus schließen Sie, daß derjenige, der nicht vermögend ist, ihre Pflichten zu erfüllen, nicht der Vorrechte genießen soll, die mit dieser Stelle verbunden sind. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, Herr Graf, daß Sie meinen Gedanken nicht recht verstanden haben. In meinem Briefe wird gesaget, es sollte daselbst ein Regent seyn, welcher unter dem Namen des Prinzen

Von

Don Philipp regieren könnte. Dadurch würde das Volk eben so gut seyn regieret worden, und man benahm so gar den Schatten der Ungerechtigkeit. Außerdem habe ich einen sehr guten Grund, welcher mir Gelegenheit dazu gegeben hat; das ist ein Buch, Le Droit politique betitelt. Alles, was ich Ihnen in wenig Worten gesaget habe, steht darinnen sehr ausführlich. Haben Sie die Güte und sagen Sie mir, Herr Graf, ob Sie meine Einwürfe nicht richtig finden. Ich bin ꝛc.

Der LIX Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 17ten Nov. 1759.

Ich habe das Buch nicht bey der Hand, gnädigster Herr, welches Sie mir zur Unterstützung der Meynung anführen, die ich zu bestreiten mir die Freyheit genommen habe. Ich will es unverzüglich aufsuchen, und ich werde alsdann die Ehre haben, Ihnen zu sagen, was ich davon denke.

Unter-

Unterdessen wollen wir heute von etwas anderm reden.

Ich gestehe es Ihnen, die Aufführung der englischen Nation, die in vielen Absichten zu loben, wiewohl in andern zu tadeln ist, weil es nichts vollkommenes auf der Welt giebt, scheint mir indessen doch der meisten andern Nationen ihre in einem Punkte zu übertreffen, nämlich in der Art und Weise, wie dieses Volk die Tugend und die glorreichen Handlungen ihrer Mitbürger belohnet. Sie wissen ohne Zweifel, gnädigster Herr, daß in America eine Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen geliefert worden; daß diese letztern geschlagen worden; daß sich die Hauptstadt Canada dem Sieger ergeben hat; daß aber der englische General mit seinem Blute und seinem Leben alle diese großen Vortheile bezahlet hat, welche, selbst nach dem Geständnisse der andern Generale, einzig und allein seinem Eifer, seiner Herzhaftigkeit und seinem Verstande zu zu schreiben sind. Was thun jetzo die Engländer, das Andenken eines seinem Vaterlande so nützlichen

Bür-

Bürgers zu ehren. Das Parlement hat verordnet, es soll ein Kriegsschiff ausgerüstet werden und ausdrücklich abgehen, den Leichnam des Herrn Wolfs aus America zu holen; wenn er nach London gebracht worden, so soll er mit Prunke in der Kapelle zu Westmünster, dem Begräbnißorte der Könige in Großbritannien, begraben werden; und es soll ihm, auf Kosten der Nation, in dieser Kapelle ein Denkmaal errichtet werden, welches den Namen und die Ehre dieses Helden auf die Nachwelt bringen könne. Welches Herz wird bey dem Anblicke eines solchen Denkmaales kalt bleiben können? Wer wird nicht von der Begierde, seinem Vaterlande zu dienen, entflammet werden, wenn er die Dienste mit so edlen Belohnungen bezahlet sieht? Und glauben Sie nicht, gnädigster Herr, daß nur die Todten allein so den Preis ihrer Tugenden erhalten; die Engländer thun nicht weniger für die Lebenden, wenn sie es verdienen. Der Pallast Blendheim wurde dem Herzoge von Marlborough bey seinem Leben erbauet, und heute zu Tage ist durch eine Parlamentsacte der Namen des Fort Dû Quesne in Pittbourg verändert

wor-

worden, um das Andenken des Ministers zu verewigen, dessen Munterkeit und Beständigkeit so viele glückliche Erfolge bereitet und versichert haben. Es ist wohl wahr, daß eben diese Nation, die so eifrig ist, Handlungen zu ehren, welche ihr nützlich sind, auch viel zu eifrig zu seyn scheint, diejenigen zu ahnden, welche ihr nachtheilig sind. Das schlechte Grabmaal des Admiral Bings sticht gegen das schöne Mausoleum des General Wolfs erschrecklich ab. Vieleicht aber erträgt die menschliche Natur keine größere Vollkommenheit; vieleicht würden gewisse Tugenden ohne die Neigungen nicht da seyn, welche auch gewisse Laster hervor bringen. Dieß ist eine Frage, gnädigster Herr, die Sie bey Ihrer Muße untersuchen werden. Es ist wohl gewiß, daß das Uebermäßige bey den Bestrafungen, wie bey den Belohnungen, in der Staatskunst noch besser ist, als der Mangel an beyden. Der Staat kann bey der Strenge, welche alles bestrafet, bestehen, aber nicht bey der Gnade, welche alles verzeiht; und wenn in denen Ländern, wo die Belohnungen übermäßig sind, viel Eifersucht zu befürchten ist, so ist doch noch mehr

zu befürchten, daß alle Nacheiferung in denen Ländern aufhöre, wo keine Belohnungen sind.

Der LX Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 18ten Nov. 1759.

Sie haben mir eine schöne Handlung von der englischen Nation berichtet. Es ist an regierenden Häuptern sehr zu loben, wenn sie die Tugend ausnehmend belohnen. Allein, Herr Graf, ich kann nicht Ihrer Meynung seyn, wenn Sie sagen, das Uebermäßige bey den Bestrafungen, wie bey den Belohnungen, sey in der Staatskunst noch besser, als der Mangel an beyden. Ein König, oder eine Nation muß stets am allerwenigsten zu den Bestrafungen Zuflucht nehmen; und wenn sie dazu gezwungen sind, so müssen sie solche so viel mäßigen, als es möglich ist. Das Verfahren mit dem Admirale Bing, wovon Sie reden, ist Englande als eine unerhörte Grausamkeit, und als eine

eine Barbarey vorgeworfen worden, welche in so erleuchteten Zeiten, als die unserigen sind, nicht hätte geschehen sollen. Ueber dieses, Herr Graf, kann man eben keine große Lust bekommen, sich unter einer Nation niederlassen zu wollen, welche kleine Fehler so scharf strafet. Sie könnten mir sagen, der Fehler des Admiral Bings hätte den Verlust einer Schlacht und die Uebergabe von Port Mahon verursachet. So viele andere Generale aber haben eben das gethan. Der Marschall von Tallard verlor die Schlacht bey Höchstädt. Ludwig XIV beklagete ihn, bestrafete ihn aber nicht. Ich erinnere mich stets der schönen Antwort eben dieses Königes in Frankreich, als die Feinde des Marschalls von Villerois zu ihm sageten, er hätte eine Schlacht verloren; er antwortete: **Turenne hat auch welche verloren.** Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld, um zu erfahren, ob Sie meine Einwürfe richtig finden.

Der LXI Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 24sten Nov. 1759.

Wenn Sie mir, gnädigster Herr, die Ehre gethan und meinen Brief mit etwas mehr Aufmerksamkeit gelesen hätten, so würden Sie wahrgenommen haben, daß ich die Aufführung der Engländer gegen den Admiral Bing nicht habe loben, noch einmal rechtfertigen wollen. Ich habe Gegentheiles viel mehr die übermäßige Härte, damit ich nichts mehr sage, bemerken lassen. Heute will ich, um Sie desto besser zu überführen, wie ich eigentlich von dieser Sache denke, hinzu setzen, daß Sie selbst, gnädigster Herr, diesem Admirale Unrecht thun, wenn Sie denken, Port-Mahon sey durch seine Schuld verloren gegangen. Er hat in seinem Processe das Gegentheil gut bewiesen. Wenn es aber auch wahr seyn sollte, daß er an dem Verluste der Schlacht, welcher den Verlust des Platzes verursachet hat, Schuld gewesen, so muß man doch noch einräumen, daß es grau-

grausam sey, einen Fehler so zu bestrafen, als wenn man ein Verbrechen zu bestrafen hätte.

Auf der andern Seite, gnädigster Herr, denke ich indessen eben so wenig, das Ludwigs des XIV Betragen gegen die Generale, welche Frankreichs Unglück in den Kriegen von 1700 verursacheten, ein Beyspiel zur Nachfolge sey. Es ist sehr weit von der äußersten Strenge bis zum Ungestraftlassen; und heißt es die Gerechtigkeit, ja so gar die Menschlichkeit, hintan setzen, wenn man die Unfähigkeit, ein Heer an zu führen, mit dem Tode bestrafet, so heißt es auch, ohne Zweifel, das gemeine Beste hintan setzen, wenn man einen Feldherrn dabey läßt, der für unfähig erkannt worden, solches recht zu thun. Das Aeußerste ist also stets eine Klippe, die man zu fürchten hat. Die erleuchtete Gnade, die von der Weisheit geführete Güte, wissen sie wohl zu vermeiden; und da sie die Fehler von den Verbrechen unterscheiden, so verzeihen sie die ersten, wenn sie die letzten bestrafen: die bloßen Fehler aber können klägliche Folgen für den Staat haben; die Verzeihung der-

jenigen, welche begangen worden, muß wenigstens außer Stande setzen, neue zu begehen.

Die letzten Briefe aus Frankreich enthalten eine sehr merkwürdige Zeitung. Der König, alle Herren am Hofe, alle Privatpersonen so gar, haben ihr Silbergeschirr in die Münze geschickt, Geld daraus prägen zu lassen, und durch dieses Mittel dem öffentlichen Schatze einen neuen Zufluß zur Unterstützung des Krieges zu verschaffen. Man muß glauben, der König in Frankreich und sein Rath halten die Fortsetzung des Krieges für höchstunumgänglich zur Ehre und Sicherheit des Königreiches, weil sie jetzo, nachdem sie alle ordentliche Mittel erschöpfet haben, zu einem so wenig ordentlichen Hülfsmittel lieber Zuflucht nehmen, als dem Feinde den Frieden vorschlagen. Bey dieser Voraussetzung aber muß man gestehen, es sey schön, alle Mitglieder des Staates mit so vielem Eifer den Absichten der Regierung beytreten zu sehen; es sey schön, eine so zu sagen in Ueppigkeit versenkete Nation sich auf einmal ihrer Pracht, zu Bewirkung des gemeinen Bestens, berauben zu sehen; es sey schön, dem Beyspiele des Königes

so

so hurtig und so durchgängig gefolget zu sehen: es ist aber noch schöner, daß der König dieses Beyspiel gegeben hat.

Lassen Sie uns zugeben, gnädigster Herr, daß man nicht Unrecht gehabt hat, wenn man die guten Könige mit der Gottheit verglichen. Sie wissen so, wie sie, die Herzen der Menschen zu ändern. weil ihre Sitten und ihre Handlungen einen Einfluß in diejenigen innern Neigungen haben, welche sonst allen Gesetzen entgehen. Ich habe die Ehre rc.

Der XLII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Stockholm,
den 25sten Nov. 1759.

Ganz gewiß, Herr Graf, das Aeußerste ist allezeit schädlich, wenn man aber durchaus unter zweyen wählen muß, so ist die Gnade, wie mich dünket, der Strenge der Strafen vor zu ziehen. Man bewundert noch des Augustus

Gnade; man wird stets des Tiberius Strenge verabscheuen, welcher den Sejanus so grausam hinrichten ließ. August veränderte, durch seine Gnade, des Cinna Herz, da sich hingegen Tiberius verhaßt machete, ob er gleich keine Ungerechtigkeit begieng: er zeigete dadurch aber eine Liebe zur Rache, welche das Herz der Römer nur unwillig wider ihn machen konnte. Ludwig XIV, dessen Aufführung Sie tadeln, kann wohl weniger Unrecht gehabt haben, als Sie denken. Seine Generale hatten zwar Fehler gemacht, welche Frankreiche großen Verlust verursachet hatten: man mußte sie aber nicht kleinmüthig machen. Ueber dieses hatte Ludwig XIV keine andere Generale. Der Marschall von Villars, der einzige, welcher keine beträchtliche Fehler gemacht hatte, war beschäfftiget, die Aufrührer in den Sevennen zu unterwerfen: Tallard war in England gefangen, und die andern waren in Savoyen, in Deutschland und in den Niederlanden. Sie waren Frankreichs einzige Zuflucht. Mußte man sie durch Verweise muthlos machen? Nein; Ludwig XIV handelte sehr weislich, daß er ihrer schonete. Man

muß glauben, daß sie ihr Möglichstes gethan haben, ihre Fehler wieder gut zu machen. Leben Sie wohl, Herr Graf; ein längerer Brief würde Ihnen verdrüßlich fallen. Ich bin ꝛc.

Der LXIII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 1sten December, 1759.

Es scheint mir, gnädigster Herr, daß Sie an sich sehr verschiedene Dinge vermengen, wenn Sie den Tiberius nur der Strenge beschuldigen, zu einer Zeit, da ihn die Geschichte uns als einen höchstgrausamen Fürsten vorstellet. Ein strenger Mensch ist derjenige, welcher eine große Genauigkeit in der Beobachtung aller Pflichten fordert; welcher nur die Gesetze vor Augen hat, und dasjenige nicht verzeiht, was die Gesetze verdammen. Ein grausamer Mensch hingegen findt ein Vergnügen, andere leiden zu lassen, und er suchet, ohne die geringste Achtung auf die Gesetze und auf die Gerechtigkeit, dieses Vergnügen zu befriedigen,

welches der Grund aller seiner Handlungen wird. Ein strenger Fürst strafet alles, was strafbar ist: er leidet aber oft selbst die er anthut. Ein grausamer Fürst wartet nicht auf das, was strafbar ist, um zu strafen, und sieht nur in den Schmerzen anderer seine eigene Zufriedenheit. So war Tiberius, vornehmlich gegen das Ende seiner Regierung: sein Verfahren gegen den Asinius Gallus, der Agrippina Schwiegersohn, ist davon ein sehr merkwürdiges Beyspiel, vieler andern zu geschweigen, welche die Geschichte erzählet. Wir wollen also zugeben, gnädigster Herr, daß, wenn die Strenge nicht stets lobenswürdig ist, man sie wenigstens nicht durch des Tiberius Beyspiel tadelhaft machen kann.

Was Ludwig den XIV anbetrift, dessen Nachsicht gegen die Feldherren Sie noch rechtfertigen, so erlauben Sie mir, daß ich das Urtheil, welches ich die Ehre gehabt habe, Ihnen von dieser Materie in meinem letzten Briefe zu fällen, durch das Beyspiel eines Fürsten unterstütze, welcher im Kriegeswesen wohl so viel weis, als Ludwig XIV. Der König in Preussen hat den Herrn General

Horn,

Horn, welcher vor einigen Wochen in Wittenberg commandiret, und den Augen des Königes strafbar vorkam, weil er ohne Noth den Oestreichern diese Stadt übergeben hatte, deren Vertheidigung ihm anvertrauet war, auf die Festung Spandau bringen lassen. Ich zweifele nicht, daß der General Horn seinen Platz besser habe vertheidigen können, weil ein so erleuchteter Herr solches geurtheilet hat. Aber gewiß, die Herren von Marsin und von Villeroi hatten weit wichtigere und grössere Fehler begangen. Vieleicht würde es bey diesen Gelegenheiten genug seyn, einen General seiner Dienste zu entlassen, ohne ihn anders zu bestrafen: es scheint, die Gnade müsse der Strenge vorgezogen werden, wenn sie dem Uebel auf das Künftige eben so gut vorbeuget. Indessen haben doch andere große Könige in diesem Stücke eben so gehandelt, wie der König in Preussen heute zu Tage thut; und es ist schwer, sich ein zu bilden, daß man besser wissen könne, als sie, was die Kriegeszucht erfordere.

Ich ersuche Sie indessen, gnädigster Herr, aus allem dem, was ich die Ehre gehabt habe, Ihnen

wider Ludwigs des XIV Gleichgültigkeit bey der Aufführung seiner Generale zu sagen, nicht zu schließen, daß ich die Gnade überhaupt tadeln wolle; sie ist eine Tugend, welche die Großen stets ehret, und welche man ihnen nicht genug empfehlen kann. Diejenigen aber, welche regieren, können und sollen ihrer Stimme nicht Gehör geben, wenn das gemeine Beste erfordert, daß man nur der Gerechtigkeit ihre anhören soll. Dieß sind sehr verdrüßliche Fälle, für die guten und zärtlichen Herzen; und ohne Zweifel denken diejenigen, welche so viel Wesen aus der höchsten Gewalt machen, nicht genug an diese Uebel, welche davon unzertrennlich sind.

Der LXIV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Stockholm,
den 2ten Dec. 1759.

Ohne Zweifel, Herr Graf, ist die Gnade eine der preiswürdigsten Tugenden für die Monarchen. Sie machet der Menschlichkeit so viel Ehre,

Ehre, daß diejenigen, welche über die Menschen herrschen, sie für ihre vornehmste Tugend halten sollen. Es scheint mir aber auch, daß sie dieselbe nicht zu weit treiben können, und Sie werden mir erlauben, daß ich hierinnen Ihre Meynung bestreite. Eine so wohlthätige Tugend, als diese hier, kann niemals böse Folgen haben. Ich erinnere mich stets eines schwedischen Sprichwortes, welches saget: **in zweifelhaften Fällen sey es besser, einem Schuldigen zu verzeihen, als einen Unschuldigen zu bestrafen.** Ich wiederhole es noch einmal: ein gnädiger König kann niemals Ungerechtigkeit begehen; ein strenger König hingegen kann sie begehen, wenn er gleich nicht will. Ich schließe also, daß der erste mir dem andern vor zu ziehen scheint, weil er sich bemühet, so viel, als es ihm möglich ist, zu vermeiden, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, und dadurch wahrhaftig ihr Vater wird, da hingegen der andere vielmehr das Henkerhandwerk ausübet, als der Vater seines Volkes ist. Ich bin &c.

Der

Der LXV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 8ten Dec. 1759.

Die Bescheidenheit, gnädigster Herr, ist eine so schöne, aber so seltene Tugend, daß man die Geschichte, welche beweisen, daß sie noch da sey, und welche, wenn sie ganz verloren gienge, den künftigen Geschlechtern beweisen könnten, daß sie da gewesen wäre, sorgfältig sammlen muß, ja, in Erzt und Marmor graben sollte. Ich habe eine dieser Geschichte erfahren, welche ich folglich Ihnen so gleich mit zu theilen die Ehre haben will. Der Feldmarschall Daun wollte ganz kürzlich einem von denen Generalen, die unter seinem Heere dienen, die Anführung eines abgesonderten Corps auftragen, welches er zu einer Unternehmung bestimmete. Dieser General schlug die Ehre aus, die ihm der Feldmarschall erweisen wollte, indem er gerade heraus sagete, er hielte sich nur fähig, zu gehorchen; er glaubete zwar, er könnte dafür stehen, daß er seine Schuldigkeit thun würde, bey was

für einer Gelegenheit man ihn auch brauchen wollte, und was für einer Gefahr man ihn auch aussetzen möchte, wenn er nur unter den Befehlen eines andern stünde: die Anführung aber wäre über seine Kräfte und seine natürlichen Gaben. Der Feldmarschall Daun wurde, wie Sie wohl denken können, gnädigster Herr, von Verwunderung über eine so seltene Bescheidenheit ganz eingenommen; er glaubete, derjenige, welcher dazu fähig wäre, könnte auch wohl zu der Verrichtung fähig seyn, die er ihm bestimmet hatte; er trug sie ihm also wider seinen Willen auf, wobey er sich nach seinem löblichen Mistrauen bequemete und ihn versicherte, er wollte gleich zu seinem Beystande seyn, gesetzt, daß sich etwas eräugete, was ihn verlegen machen könnte. Der Ausgang hat bewiesen, daß der Feldmarschall Daun richtig geurtheilet hat. Der bescheidene General hat seinen Auftrag glücklich ausgerichtet, und gezeiget, daß seine Bescheidenheit nicht die Wirkung seiner Unwissenheit gewesen, welches den Werth dieser Tugend und die Ehre, die deren Belohnung ist, noch vermehret.

Bey dieser Gelegenheit, gnädigster Herr, kann ich nicht Umgang haben, Sie beobachten zu lassen, daß die Bescheidenheit, welche man gemeiniglich nur als eine Gesellschaftstugend ansieht, doch auch unter die zum gemeinen Besten sehr wesentlichen Tugenden sollte gerechnet werden. Wie viel Leute würde man nicht, wenn sie gemeiner wäre, Aemter ausschlagen sehen, nach welchen sie laufen, und die sie so schlecht verwalten, wenn sie solche erhalten haben? Wie viel Mistrauen würden nicht auch noch die Fürsten, welche sie ertheilen, auf ihre Einsichten bey dieser für den Staat so wichtigen Wahl setzen; und wie aufmerksam würden sie nicht seyn, Rath ein zu ziehen, ehe sie sich dazu entschließen? Man weis Ludwigs des XIV Antwort, als man ihm, da er den Herrn von Chamillard an die Spitze des Kriegsdepartements setzen wollte, vorstellete, es hätte dieser künftige Minister, der zwar sonst ein verdienstvoller Mann wäre, nicht die zu einer solchen Stelle nothwendigen Kenntnisse: **Ich werde ihn bilden**, sagete dieser stolze Monarch; und in dieser Zuversicht wählete er einen Mann, der seine Sachen verderbete,

bete, und den er darauf, nach einer Erfahrung, welche Frankreich viel gekostet hatte, zu verlassen verbunden war. Wenn Ludwig XIV in diesem Augenblicke bescheidener gewesen wäre, so würde er sich viele Reue ersparet haben. Man kann also, dünket mich, die Bescheidenheit nicht zu viel empfehlen, und zwar den Menschen überhaupt, damit sie in der Gesellschaft desto mehr gefallen; denen Menschen, welche die Laufbahn der Ehren betreten, damit sie sich nicht in Bedienungen verunehren, wozu sie nicht fähig sind; und endlich den Fürsten und regierenden Herren, damit sie nicht den Staat verderben, wenn sie sich zu sehr auf ihre eigenen Einsichten, vornehmlich bey der Wahl der Menschen, verlassen, welche recht kennen zu lernen, sie so wenig im Stande sind. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der

Der LXVI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 16ten Dec. 1759.

Ohne Zweifel, Herr Graf, ist die Bescheidenheit eine schöne Tugend, und auch zum gemeinen Besten sehr nützlich, wie Sie ebenfalls anmerken. Der General, wovon Sie reden, wird die Anführung, die man ihm anboth, ausgeschlagen haben, weil er fand, daß irgend ein anderer sie mit besserm Erfolge verrichten, und dadurch mehr, als er, zum gemeinen Besten beytragen konnte; welches stets ein sehr löblicher und sehr guter Vorsatz ist. Dürfte ich Sie aber wohl fragen, Herr Graf, ob es nicht gar zu viel wagen hieße, wenn ein junger Officier, dessen guter Ruf noch nicht recht fest gesetzet ist, etwas auf solche Art ausschlüge? Man könnte alsdann urtheilen, es fehlete ihm an Herzhaftigkeit. Indessen soll er doch, so bald das gemeine Beste es erfordert, über jede andere Betrachtung hinweg gehen, und wenn er sich unfähig findt, den Auftrag aus zu richten, den man

ihm thut, so soll er demjenigen folgen, was er ihm vorschreibt. Ich hoffe, Sie werden mit mir einerley Meynung seyn; und ich bitte Sie inständig, mir Ihre Betrachtungen darüber mit zu theilen. Ich bin ꝛc.

Der LXVII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 22sten Dec. 1759.

Wir sind jetzt, gnädigster Herr, dem großen Feste der Christen sehr nahe, welches die Kirche eingeführet hat, die Geburt des Heilandes der Welt zu feyern. Ich wundere mich nicht darüber, daß dieses Fest mehr, als irgend ein anderes, in Freude und Fröhlichkeit über eine Begebenheit zugebracht wird, welche den einzigen Grund aller Glückseligkeit der Menschen ausmachet. Wenn man aber die Beschaffenheit dieser Fröhlichkeiten, so wie sie heute zu Tage unter uns sind, nur ein wenig betrachtet, so muß man nothwendig einsehen, daß sie unendlich weit von dem Geiste

abgewichen sind, in welchem sie eingeführet worden, und daß es scheint, man habe, da man das Recht behalten, sich wacker zu vergnügen, die Ursache und den Grund dieser Vergnügungen ganz vergessen.

Es ist mein Werk nicht, gnädigster Herr, mich zum Verbesserer der christlichen Sitten in diesem wichtigen Punkte auf zu werfen, um so viel mehr, weil ich selbst den Vorwurf, den ich hier meinem Jahrhunderte mache, eben so sehr verdiene, als jemand. Allein, ohne daß ich eine so große Rolle spielen will, sey mir erlaubet, heute einige Betrachtungen zu machen, die sich auf die merkwürdige und herrliche Denkzeit beziehen, an welche uns dieses Fest erinnern soll!

Man sage zu den Menschen: Thut alles, damit ihr euer ewiges Heil erhaltet, damit ihr in einem andern Leben glückselig seyd: ich begreife leicht, daß diese Ermahnung, welche ganz auf die Zukunft, und auf eine Zukunft geht, die man oftmals noch sehr weit entfernet zu seyn glaubet, in Herzen voller Leidenschaften, deren Gegenstand nahe bey uns ist, und in Gemüthern, die stets den

Leidenschaften des Herzens unterworfen sind, fruchtlos seyn kann. Wenn man aber zu eben diesen Menschen sagete: Thut alles, damit ihr das erhaltet, was ihr in diesem Augenblicke am meisten verlanget, damit ihr in diesem Leben zufrieden und glücklich seyd: so dünket mich, es müßten die eingenommensten Herzen, und die von den Angelegenheiten des Herzens am meisten verblendeten Gemüther, diesen Rath hören und ihm folgen. Nun ist es sehr wahr, daß die christliche Sittenlehre, ob sie gleich wesentlich darauf abzielet, uns die ewige Glückseligkeit zu versichern, indessen doch auch am geschicktesten ist, uns sicher zu der Glückseligkeit zu führen, nach welcher wir in dieser Welt streben. Welches ist denn diese Glückseligkeit? Worinnen besteht sie? Epikur, welcher der Philosoph der Weltleute ist, predigte seinen Schülern nur die Mäßigung in dem Gebrauche der Vergnügungen. Dieß ist gerade eben die Regel, welche uns das Evangelium vorschreibt, wenn es uns befiehlt, diesen Gebrauch in die Gränzen des Nothwendigen ein zu schließen: allein, aus ganz andern Gründen, die einen viel größern Umfang haben.

ben. Ueber solche, saget der Christ, ist das Vergnügen nicht mehr rechtmäßig; über solche, saget der Epikurer, ist es nicht mehr reizend. Jenseits ihrer, saget der eine, ist die Sünde und die Gewissensangst; jenseits ihrer, saget der andere, ist die Sättigung und der Ekel, oft so gar die Strafe und der Schmerz, welche die Reue hervorbringen. Diese Vergleichung, die ich aus einem berühmten Schriftsteller unserer Zeiten entlehnet habe, beweist, daß die so strenge christliche Sittenlehre, und die so wollüstige epikurische Sittenlehre, in dem Sinne ihrer Vorschriften zwar sehr verschieden, nichts desto weniger aber doch in dem Gebothe selbst, sich die übertriebenen Vergnügungen zu versagen, einstimmig sind; und daß der bloß mit der Glückseligkeit seines gegenwärtigen Zustandes beschäfftigte Weltmensch nur das wird thun können, dahin zu gelangen, was die Religion von dem Christen verlanget, ihm seine ewige Glückseligkeit zu versichern. Begreifen Sie also, gnädigster Herr, die äußerste Thorheit der Menschen, oder um richtiger zu reden, ih-

ren äußersten Unsinn wohl, wenn sie die Ausübung einer Religion hintan setzen, deren Wirkung seyn würde, ihnen gleich von diesem Augenblicke an dasjenige zu verschaffen, was sie, in Ermangelung dieser Ausübung, sich so sehr martern zu erhalten? In Wahrheit, man muß über eine solche Blindheit seufzen, und ich ersuche Sie, darüber recht nach zu denken, damit Sie nicht auch in der Zahl dieser Verblendeten seyn. Ich weis wohl, daß die christliche Religion nicht einzig und allein auf diese Mäßigung in den Vergnügungen ankömmt, welche die epikurische Philosophie empfiehlt; daß sie eine viel weiter ausgebreitete Sittenlehre hat, die auch, wegen der Art, wie sie will beobachtet seyn, vieleicht schwerer ist: es ist aber eben so wahr, daß diese Sittenlehre, in allen ihren Punken genommen, noch die allerbeste ist, die man sich einbilden kann, uns auch in dieser Welt so glücklich zu machen, als es die Unvollkommenheit der menschlichen Natur erträgt. Ein Geiziger ist durch den Besitz des Reichthumes, ein Ehrsüchtiger durch die Ehre, ein Wollüstiger durch die Vergnügungen glücklich: die Ehre aber wird den

Geizigen nicht befriedigen, und der Ehrsüchtige durch die Vergnügungen der Sinne nicht zufrieden gestellet werden. Es giebt also zuweilen für einen jeden Menschen nur eine einzige Art, glücklich zu seyn; und das ist oft gerade diejenige, die ihm fehlet. Die christliche Sittenlehre hingegen ist für alle Gemüthsarten gemacht, und führet sie alle zu aller der Glückseligkeit, deren sie fähig sind. Noch mehr. Wir wollen setzen, ein Kranker sey auf einmal von vielen verschiedenen Krankheiten zugleich angegriffen, deren jede ihr besonderes sehr kräftiges Hülfsmittel wider diese Krankheit hätte, welches aber der Heilung der andern schädlich wäre: wenn man nun diesem Kranken ein allgemeines Hülfsmittel anböthe; denket man wohl, daß er sich dessen nicht vorzüglich vor allen den besondern Hülfsmitteln bedienen würde? Nun wohl, gnädigster Herr, dieser Kranke ist der Mensch, welcher durch Befriedigung der einen seiner Leidenschaften oft der Genugthuung der andern die größten Hindernisse in den Weg leget: das allgemeine Hülfsmittel ist die christliche Sittenlehre. Wenn wir uns deren nicht bedienen, so wird man gestehen

hen müssen, daß wir sehr unvernünftige und des Hülfsmittels, das man uns darreichet, ganz unwürdige Kranke sind. Wir wollen uns bemühen, gnädigster Herr, uns von dieser Wahrheit innigst zu überzeugen: wir werden uns aber nur davon überzeugen, wenn wir oft daran denken. Dieß wird eine recht schickliche Beschäfftigung für das Fest seyn, welches wir feyren wollen. Ich habe die Ehre, zu seyn 2c.

Der LXVIII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Ulrichsdal,
den 26sten Dec. 1759.

Es ist wohl wahr, Herr Graf, daß man das Jahrfest des Tages, welcher unsern Heiland hat sehen geboren werden, nicht zu viel feyren kann. Dieser auf immer merkwürdige Tag hat uns wirklich die unendliche Güte GOttes sehen lassen, welcher, um uns von der Strafe und der ewigen Unglückseligkeit zu retten, die uns unser

Ungehorsam zugezogen hatte, uns seinen einzigen Sohn hat senden wollen, welcher alle Märtern, die unsern Verbrechen vorbehalten waren, erlitten, und durch seinen Tod die ewige Gerechtigkeit GOttes versöhnet hat, welche unsere Strafe verlangete. Er hat alle sein Blut für uns vergossen, und sich, um uns zu retten, so weit erniedriget, daß er die menschliche Gestalt und Natur angenommen hat. Was für Erkenntlichkeit sind wir ihm nicht schuldig? Ohne ihn würden wir den Züchtigungen überlassen gewesen seyn, welche die Gerechtigkeit GOttes erforderte; ohne ihn würde das Leben nur ein unglücklicher Zustand gewesen seyn. Für so viele Wohlthaten fordert er bloß Liebe von uns. Und wie groß würde unsere Undankbarkeit seyn, wenn wir ihn nicht liebeten! Nein, es ist wider die Natur selbst, wenn wir es nicht thun; und wenn wir Menschen sehen, die es nicht thun, so muß man es nur dem unversöhnlichen Feinde der Menschen, und nicht ihrer Natur, zuschreiben. Das sind, Herr Graf, die Betrachtungen, welche der Weihnachtstag mich hat machen lassen. Ich bin 2c.

Der LXIX Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 30sten Dec. 1759.

Der Widerspruch, gnädigster Herr, welchen man jeden Augenblick unter dem Reden der Menschen und ihren Handlungen, unter ihren Urtheilen und ihrer Aufführung findt, ist etwas sehr seltsames. Ich mache diese Betrachtung oft, und ich habe die Ehre, heute mit Ihnen davon zu reden, weil wir einen Tag, so zu sagen, berühren, der uns mehr, als ein anderer, den Beweis von dem giebt, was ich sage. Wird der neue Jahrestag nicht ganz mit Complimenten, wider die man sich auflehnet, mit Laufen und Besuchen zugebracht, die man lächerlich machet, auch wenn man sich nicht befreyet zu seyn glaubet, sie ab zu statten? In allen Ländern, wo ich gewesen bin, habe ich eben die Gewohnheit eingeführet gefunden, und überall habe ich eben die Klagen wider diese Gewohnheit führen hören. Woher kömmt es denn,

daß man sie nicht abschaffet, wenn sie so wunderlich und so unbequem ist? Oder warum schreyt man so stark dawider, wenn man sie durchaus behalten muß? Damit ich nicht auch in diesen Widerspruch falle, den ich tadele, so habe ich mich bemühet, mit mir selbst wegen der Vortheile oder der Unbequemlichkeiten einig zu werden, die für die Gesellschaft dabey seyn können, wenn man die Neujahrscomplimente beybehält oder abschaffet; worauf ich mich ein für allemal entschlossen, mich ihrer nicht mehr zu bedienen, wenn ich sie unnütz fände, oder keine Kritik mehr darüber zu machen, wenn ich sie nothwendig fände. Bey dieser Untersuchung habe ich auf der einen Seite wohl gesehen, daß bey allem dem, was wegen des neuen Jahres gesaget und geschrieben wird, wenig Aufrichtigkeit sey; daß es eine Art von Thorheit sey, sich Mühe zu machen und andern beschwerlich zu fallen, um einander Dinge zu sagen, die nichts heißen; und daß es endlich vieleicht nicht sehr sittlich sey, sich Freundschafts- und Ergebenheitsversicherungen, ja so gar Wünsche und Gelübde zu erlauben, die oft den wahren Gesinnungen des Herzens sehr zuwider

wider sind. Auf der andern Seite aber habe ich auch eingesehen, daß alles das, was nur dienet, die Menschen mehr zu verbinden, sie einander näher zu bringen, ihre Sitten zu mildern, als ein wirklicher Vortheil für die Gesellschaft angesehen werden muß. Es verhält sich mit den Neujahrscomplimenten, wie mit allen andern, die man einander wegen Verheurathungen, wegen der Geburt, wegen des Absterbens der Verwandten, wegen Begebenheiten, die das Glück betreffen, machet. Alle diese Bezeugungen beweisen nicht stets viel Aufrichtigkeit von Seiten derjenigen, welche sie machen: sie unterhalten aber eine gewisse Verbindung unter den Menschen überhaupt; sie beweisen wenigstens die Achtsamkeit gegen einander; sie verbinden zu dieser Achtsamkeit, welche angenehm und schmeichelhaft ist, und welche oft eine größere Entfernung und offenbare Brüche verhindert: kurz, sie sind wenigstens das Bild und die Vorstellung desjenigen allgemeinen Wohlwollens, welches die Menschen andern ihres Gleichen schuldig sind, und welches, wenn es unglücklicher Weise nicht stets in ihrem Herzen ist, gleichwohl nicht ganz für die

Gesellschaft verloren ist, so lange es noch in ihren Gebräuchen bleibt.

Ich gestehe zwar, daß, wenn die Sittenlehre dadurch beleidiget würde, man diese Gebräuche verbannen müßte, was für ein Vortheil auch sonst daraus entstehen möchte. Wer kennet aber nicht heute zu Tage den Werth der Complimente, wovon hier die Rede ist? Niemand kann dadurch betrogen werden; niemand kann dadurch einmal zum Besten gehabt werden. Man giebt sie so gar nur für das aus, was sie gelten. Man hat es im Voraus gleichsam ausgemacht, daß, wenn man alles saget, man nichts beweisen wolle. Daher ist der Gebrauch derselben unschuldig, und die Sittenlehre hat nichts weiter damit zu thun, als daß sie denselben vielmehr bestätiget, als verbannet; weil er dienet, die Tugenden, wiewohl nur schwach, zu ersetzen, woran es einem fehlet. Dieß sind, gnädigster Herr, die Betrachtungen, welche mich bewogen haben, mich nicht mehr über die Neujahrscomplimente zu beklagen. Ich ersuche Sie, mir zu sagen, was Sie von dieser Materie denken, die an sich eben nicht sehr wichtig ist, die solches

aber für mich werden wird, wenn sie mir ein neues Merkmaal Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens verschaffet. Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

Der LXX Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 4ten Jan. 1760.

Es ist wohl wahr, Herr Graf, daß sich die Menschen sehr oft widersprechen: das Beyspiel, welches Sie anführen, ist ein Beweis davon. Es ist sehr lächerlich, daß sich jedermann über die Gewohnheit, Complimente am neuen Jahrestage zu machen, beklaget, und daß man sie nicht abschaffet. Ich glaube aber, die wahre Ursache, warum dieser Gebrauch noch besteht, ist, weil niemand der erste seyn will, der sich davon losmachet, und eben daher beklaget man sich immer und will ihm nicht abhelfen. Das einzige Mittel, diese Gewohnheit ab zu schaffen, ist, daß man zusammen einig werde, einander keine Compli-

plimente mehr zu machen, die auf beyden Seiten beschwerlich sind. Ich bin ꝛc.

Der LXXI Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 12ten Jan. 1760.

Ich weis, gnädigster Herr, daß Sie gern die Historie studieren, und daß Sie darinnen weit gekommen sind. Ihr Gegenstand bey diesem Studieren ist ohne Zweifel nicht gewesen, Ihr Gedächtniß bloß mit Namen, mit Jahrzahlen und mit Begebenheiten an zu füllen; Sie haben die Menschen kennen, ihre Gemüthsarten entwickeln, die Bewegungsgründe ihres Thuns und Lassens wissen, mit einem Worte, erfahren wollen, wie es in der Welt geht, und wie sie regieret wird. Bey Lesung der Historie in dieser Absicht werden Sie nicht ermangelt haben, zu beobachten, daß, obgleich die großen Gaben und die großen Tugenden stets sehr selten gewesen sind, es dennoch in den alten Zeiten so wohl, als in den neuern, einige vorzüglich erleuchtete und sehr tugendhafte Menschen

schen gegeben hat. Wie aber keiner von diesen großen Leuten vollkommen gewesen; wie sie alle ihr Gutes und ihr Böses gehabt, und diese Eigenschaften bey einem jeden von ihnen verschieden gewesen: so können wir auch in der Verehrung, die wir ihnen zugestehen, nicht anders, als verschieden seyn; und ein jeder Leser machet sich, so zu sagen, seinen Helden nach seinem eigenen Charakter und Geiste. Ich ersuche Sie, gnädigster Herr, mir zu sagen, wer unter den Alten oder unter den Neuern Ihr Held ist oder Ihre Helden sind? Sie werden auch hinzu zu setzen belieben, was für Eigenschaften Sie an diesen Helden am meisten schätzen.

Uebrigens erinnere ich mich, daß ich noch eine Antwort auf einen Artikel in dem Briefe schuldig bin, womit Sie mich letzt vergangenen 16ten December beehret haben. Sie frageten mich, ob ein Officier, welcher die Anführung bey einer Gelegenheit ausschlüge, sich nicht den Verdacht zuziehen könnte, daß es ihm an Herzhaftigkeit fehlete? Nein, gnädigster Herr, gewiß nicht, wenn dieser Officier bey Ausschlagung der Anführung

sich erbiethet, bey eben dieser Gelegenheit unter den Befehlen eines andern Anführers zu dienen. Dieß war der Fall des östreichischen Generales, von dem ich mit Ihnen zu reden die Ehre gehabt hatte. Der Dienst erfordert Herzhaftigkeit; die Anführung will über dieß noch Verstand. Wer sich weigert, zu dienen, wird für einen Maulhelden können gehalten werden: wer sich weigert, an zu führen, und gleichwohl dienet, wird allezeit nur für bescheiden gehalten werden. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der LXXII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Ulrichsdal,
den 13ten Jan. 1760

Es ist schwer, Herr Graf, eine richtige Wahl unter denen Helden zu treffen, welche so viele Jahrhunderte hervorgebracht haben. Um Sie indessen doch zu vergnügen, will ich Ihnen diejenigen sagen, welche, nach meiner Meynung, unsere Hoch-

achtung am meisten verdienen. Die römische Historie stellet uns mehr, als alle andere, große Männer dar. Die Republick ist daran fruchtbar gewesen; und es hat, so lange sie gedauret, keine Zeit gegeben, welche deren nicht hervorgebracht hat. Camillus ist einer von denen großen Männern, welche sie gehabt hat. Er durfte als Ueberwinder der Vejer, der unversöhnlichen Feinde der Römer, eine Belohnung erwarten, die eines so großen Dienstes würdig war. Dafür aber wurde er verbannet und ihm als einem öffentlichen Feinde begegnet. Er begab sich ohne Murren, und ohne sich über die Ungerechtigkeit zu beklagen, die man ihm anthat, von Rom hinweg. Die Gallier kamen bald darauf, Rom zu belagern, zu verbrennen und aus zu plündern. Das Capitolium war auf dem Punkte, sich zu ergeben, als Camillus mitten aus seiner Verbannung kam, Rom von der Sclaverey zu retten, welche ihm die Gallier bereiteten. Sein ganzes Leben scheint mir ein Gewebe von großen Handlungen zu seyn, worinnen der Eifer für sein Vaterland eben so sehr schimmert, als die Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit. Das

Alterthum biethet uns so viele dergleichen Beyspiele an, daß es gar zu lang seyn würde, sie alle zu nennen. Aristides und Epaminondas haben eben so durch ihre Herzhaftigkeit und ihre Gerechtigkeit geschimmert. Wir wollen jetzo auf die neuern Jahrhunderte kommen, die aber nicht so voller großen Männer sind. Der große Heinrich IV ist einer von denen Helden, welche unsern Zeiten Ehre gemacht haben: sein Ruhm aber ist, nach meiner Meynung, einiger Maßen durch seine Religionsveränderung verdunkelt worden. Nachdem er so lange für die Hugonotten gestritten hatte; sollte er da wohl eine Religion verlassen, die er allen Anscheinungen nach für wahr halten mußte? Nein; nur die Ueberzeugung darf eine solche Veränderung hervorbringen. Uebrigens ist der Charakter dieses Fürsten ohne dieses einer der besten, welchen uns die Historie darreichet. Gustav Adolf, König in Schweden, übertrifft ihn gleichwohl. Sein Charakter erhält sich, und ist groß vom Anfange bis an das Ende. Er wurde durch seinen Eifer für seine Religion in den deutschen Krieg gezogen; er lebete für sein Volk und starb fechtend

für dasselbe. Ich wage mich so gar, zu sagen, daß er der größte Mann ist, den die Welt gehabt hat. Er war ein Vater seiner Unterthanen, fromm, gerecht, herzhaft, mit einem Worte, er vereinigte alle Eigenschaften eines Helden und eines guten Königes in sich. Das sind, Herr Graf, diejenigen großen Männer, welche meine Hochachtung durch ihre schönen Thaten, und vornehmlich durch die Eigenschaften des Herzens, verdienet haben. Ich bin 2c.

Der LXXIII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 19ten Jan. 1760.

Ihr letzter Brief, gnädigster Herr, hat mir ein unendliches Vergnügen gemacht. Die Gesinnungen und die Schreibart scheinen mir gleich lobenswürdig zu seyn. Sie loben Männer, welche in der That alle unsere Bewunderung verdienen, und Sie vermehren sie noch durch die Art, wie Sie Ihre ausdrücken. Wie Unrecht thun doch

die Fürsten und Großen, daß sie nicht stets die Nachwelt vor Augen haben! Sollten sie nicht einsehen, was für ein überaus großer Unterschied es sey, bey den entferntesten Jahrhunderten in Verehrung oder in Abscheu zu seyn? Camillus, welcher Rom rettet, ob er gleich Ursache hatte, sich über solches zu beklagen, nimmt uns ganz mit Liebe und Zärtlichkeit für seine Tugenden ein, da man gegen den Connetable von Bourbon unwillig und aufgebracht wird, welcher des geringsten Misvergnügens wegen sein Vaterland verließ, und wider den König stritt, dem er hätte dienen sollen. Wie viel größer aber ist nicht der Unterschied des Eindruckes, welchen es bey uns machet, wenn wir in Gustav Adolfs Geschichte lesen, daß er sich eine Regierungsform entworfen, um dem Misbrauche seiner eigenen Gewalt vor zu beugen; oder diese Begebenheit des Nero, von welchem der Philosoph Apollonius sagete: **Er wäre nach Rom gekommen, in der Nähe zu sehen, was für ein Thier ein Tyrann wäre!** So lange es Menschen, Empfindung und Vernunft geben wird, wird man auch für die guten Fürsten

ein-

eingenommen seyn, und die bösen verabscheuen. Wehe denjenigen, welche bey ihrem Leben nicht empfinden, was es heißt, einige tausend Jahre nach ihrem Tode der Gegestand der Liebe oder der Verachtung aller Lebenden zu seyn!

Die Geschichte also, welche die Todten alle Tage vor den Richterstuhl der Lebendigen zieht, ist daher eben dadurch ein fürchterlicher Zaum für die Lebendigen selbst, welche wissen sollen, daß sie dereinst auch davor erscheinen werden, wenn sie unter der Anzahl der Todten sind. Mich dünket, dieser Dienst, welchen uns die Historie leistet, müsse ihr einen angesehenen Rang unter den nützlichen Wissenschaften für die Menschen versichern. *) Ein böser Fürst weis nur gar zu gut, daß die Furcht, die er beybringt, ihm statt aller Empfindung dienen kann, die man ihm versaget. Da er also nur auf die gegenwärtige Zeit sieht, so überheben ihn die

*) Dieß halte ich für die vornehmste Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verschwiegen werden, und böse Reden und Thaten vor der Nachwelt und Schande Furcht hegen. Tacit. Jahrb. III B. 65. Cap.

die Sicherheit vor der Strafe und die Ehrerbiethung der Menschen, seinem Wüthen einige Gränzen zu setzen. Wenn er aber daran gedacht hat, daß die Geschichte länger dauren werde, als seine Macht, und daß sich mit dieser die Furcht, welche sein Werk war, endigen und der Verachtung Platz machen werde, welche das Werk der Freyheit und Gerechtigkeit ist, die er gefesselt hatte: so wird diese Betrachtung ohne Zweifel von einigem Nachdrucke bey ihm seyn, wofern die Niederträchtigkeit seiner Seele nicht noch größer ist, als seine Tyranney.

Allein, werden Sie mir sagen, gnädigster Herr, hat man denn keine andere Bewegungsgründe den Menschen vor zu stellen, als den bösen oder guten Ruf nach ihrem Tode? Ich erwarte, daß Sie die Güte haben, mir Ihre Meynung darüber zu sagen, worauf ich die Ehre haben werde, Ihnen von meiner Rechenschaft zu geben.

Der

Der LXXIV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Ulrichsdal,

den 20sten Jan. 1760.

Man hat ohne Zweifel, Herr Graf, einen andern Bewegungsgrund, nämlich denjenigen, welchen uns die Religion darbeut: sie stellet uns deren zween vor; die Liebe zu Gott, welche uns abhält, das zu thun, was er verbothen hat; und den andern, die Furcht vor den Martern, welche den Bösen in dem andern Leben bereitet sind. Der erste dieser beyden Bewegungsgründe ist der edelste und der würdigste für uns, daß man ihm folge. Ich habe bis jetzt als ein Christ geredet. Man muß aber allgemein reden. Die Ehre und die Furcht sind die beyden Triebwerke, welche die Menschen handeln lassen, und welche sie abhalten, Böses zu thun, und antreiben, Gutes zu thun. Was für ein Glück für denjenigen, der nur schöne und große Thaten Ei-

ner Ursache wegen gethan hat, als z. B. sich bey seinem Leben geliebet und angebethet zu sehen, und überzeuget zu seyn, daß er, nach seinem Tode eben so, und mit mehr Aufrichtigkeit, werde bewundert, geliebet, und als ein Beyspiel angeführet werden, welches würdig sey, daß man ihm folge! An Statt dessen hat ein Mensch, wie Nero, der nur niederträchtige, schändliche, gottlose Thaten gethan hat, nichts anders zu erwarten, als daß er sich bey seinem Leben gehasset, verachtet, verabscheuet sieht; und er kann gewiß seyn, das er nach seinem Tode ein Beyspiel zum Fliehen für alle nachkommende Jahrhunderte seyn werde. Was für ein erschrecklicher Anblick für ihn! Wenn man diese beyden Charaktere gegen einander stellet, so wird man finden, daß keine Glückseligkeit größer sey, als die Glückseligkeit, tugendhaft zu seyn. Ich bin rc.

Der

Der LXXV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 26sten Jan. 1760.

Sie haben ganz Recht, gnädigster Herr, daß Sie die Bewegungsgründe der Religion an die Spitze derjenigen setzen, welche man den Menschen vorstellen soll, sie zum Guten und zur Tugend zu bewegen. Ich gehe aber noch weiter und glaube, ich könne mit Gewißheit behaupten, daß diese Bewegungsgründe die einzigen sind, welche den Vortheil haben, daß sie sich für alle Gemüthsarten, für alle Stände, und für alle Umstände schicken, in welche ein Mensch in diesem Leben könne gesetzet werden. Die Liebe zur Ehre ist ein sehr edler Bewegungsgrund; die Furcht vor der Züchtigung ein sehr niederträchtiger. Der erste kann den meisten Menschen nicht beygebracht werden, welche sogar den Namen der Ehre nicht einmal wissen; der zweyte, welcher für den großen Haufen ist, entreißt gleichwohl nur gezwungene Verehrungen, und wird oft durch die Hoffnung,

ungestrafet zu bleiben, nichtig, welche gwöhnlicher ist, als die strenge Ertheilung der Züchtigungen. Die Liebe zur Pflicht, welche die Religion eingiebt, hat keinen von diesen Fehlern; die Großen und das Volk können auf gleiche Art von ihr durchdrungen werden; und wenn sie es sind, so machet das mit der Ausübung der Tugend verknüpfte Vergnügen sie eben so sicher und so beständig, als sie es nicht ist, wenn sie nur Strafgesetze zu Bürgen hat, die fast stets ohne Kraft und ohne Vollstreckung sind. Ich gestehe Ihnen also, gnädigster Herr, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann, wenn ich ganze Nationen sehe, die sich über die Unordnungen, welche bey ihnen herrschen, über die Bestechung der Richter, über die schlechte Haushaltung der öffentlichen Beamten, über die Untreue, die Eifersucht, den Haß der Privatpersonen gegen einander beklagen; und wenn ich, um allen diesen Uebeln ab zu helfen, andere Gesetze oder eine vollkommenere Regierungsform vorschlagen höre. Die Verbesserung der Sitten sollte man da vorschlagen, und die Regierung allein kann diese Verbesserung kräftig bewirken. Bayle,

dieser wegen seines Witzes und wegen seines Misbrauches desselben so berühmte Kunstrichter, hat sich unterstanden, zu behaupten, eine Republik vollkommener Christen könne in die Länge nicht bestehen. Ein Philosoph unserer Zeiten aber *), der eben so tiefsinnig, viel erhabener und vornehmlich tugendhafter ist, als er, hat in einem unsterblichen Werke bewiesen, daß eine dergleichen Republick die glücklichste und dauerhafteste seyn würde, die jemals vorhanden gewesen. Bemühen Sie sich, gnädigster Herr, diese Wahrheit recht zu untersuchen, und sie recht davon zu überzeugen. Ein König mag immerhin gerecht, leutselig, wohlthätig seyn, wenn er erlaubet, daß sich die Sitten seiner Nation verderben, oder, wenn sie verdorben sind, nicht alles thut, die Reinigkeit derselben wieder her zu stellen, so wird diese Nation, ungeachtet aller Tugenden desjenigen, der sie regieret, gewiß unglücklich seyn. Um aber dem Verderben der Sitten vor zu beugen, oder um ihnen ab zu helfen, brauchet es weniger Gesetze, als Beyspiele, vornehmlich das Bey-

*) Herr de Montesquieu.

Beyspiel der Frömmigkeit, welches alle andere in sich schließt.

Der LXXVI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Ulrichsdal,
den 27sten Jan. 1760.

Ich bin erstaunet, Herr Graf, daß ein so verständiger Mann, als Bayle, dermaßen falsch hat urtheilen können. Ich habe sein Buch nicht gelesen, noch auch dasjenige, welches ihn widerleget: aus demjenigen aber, was Sie mir davon sagen, begreife ich seine Ungereimtheit. Bayle giebt vor, sagen Sie, eine Republik vollkommener Christen könne in die Länge nicht bestehen. Wenn man von der Falschheit dieses Lehrsatzes richtig urtheilen will, so muß man zuerst dasjenige betrachten, was die Stärke und Sicherheit eines Staates ausmachet. Diese besteht ohne Widerspruch in dem Frieden und der guten Einigkeit, sowohl innerhalb als außerhalb einer

einer Republik. Wenn man dieß setzet, so ist es leicht, die wenige Gründlichkeit des baylischen Gedanken zu beweisen. Eine von den vornehmsten Pflichten, welche uns unsere Religion vorschreibt, ist die Liebe des Nächsten. Diese Liebe verhindert also die Veruneinigung und verschaffet den Frieden. Dieser Staat wird seinen Nachbarn keinen Verdacht erwecken, weil er sich mit demjenigen, was ihm zugehöret, begnügen, und das Gut eines andern in Frieden lassen wird. Wenn aber einer seiner Nachbarn, entweder aus Eifersucht oder aus Ehrgeize, ihn angreifen wollte, alsdann wird er sich vertheidigen und Krieg führen, um den Frieden zu erhalten. Die Geschichte der Juden, zum Beyspiele, kann uns zeigen, was für ein Unterschied es sey, nach dem Gesetze Gottes zu leben, oder sich davon zu entfernen. Die Israeliten waren so lange glücklich, als sie Gotte dieneten. Er zog sie aus der Sclaverey, gab ihnen eins der annehmlichsten Länder; sie schlugen überall ihre Feinde und lebeten glücklich. Kaum aber änderten sie ihre Aufführung und wurden gottlos, so endigte sich ihr Glück. Anstatt stets siegreich zu

seyn,

seyn, waren sie nunmehr stets unglücklich; sie hatten böse Könige, und wurden endlich in die Gefangenschaft geführet, wo sie eben so viel Uebel erlitten, als sie zuvor Glück und Wohlseyn gehabt hatten. Sehen Sie, was für ein Unterschied unter einer tugendhaften und einer gottlosen Republik ist. Ich bin ꝛc.

Der LXXVII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 2ten Febr. 1760.

Weil es fest ausgemacht ist, gnädigster Herr, daß wir nicht durch unsere Kenntnisse, sondern durch unsere Sitten, glücklich sind, so kann ohne Zweifel nichts wichtiger seyn, als die unterschiedenen Ursachen recht zu entwickeln, welche die Sitten der Menschen bestimmen, und so zu sagen erschaffen. Ein berühmter Schriftsteller unserer Zeiten hat geglaubet, der Himmelsstrich habe dabey einen großen Einfluß. Ein anderer, der weit beredter, als philosophisch ist, hat

behaup-

behauptet, die Gelehrsamkeit und Wissenschaften hätten alles verderbet; der Mensch wäre tugendhaft, so lange er unwissend wäre; und er sey heute zu Tage nur verderbt, weil er unterrichtet sey. Andere haben gedacht, man müsse bloß in den Gesetzen einer Nation und in den Gesetzen überhaupt die Ursachen und Gründe ihrer Sitten suchen. Noch andere haben diese Gründe in der Regierungsform allein und in den besondern Gesetzen, die sich auf sie beziehen, zu finden geglaubet. Endlich haben andere sich bemühet, zu beweisen, daß in Ansehung der Sitten die Gesetze viel weniger vermöchten, als die Beyspiele, und daß die Regierungsform gleichgültig wäre, so lange nur die Reden und die Handlungen dessen, welcher regierete, allmächtig und entscheidend wären. Bey dieser Mannichfaltigkeit der Meynungen kann man nur dadurch, daß man die Geschichte verschiedener Völker und verschiedener Zeiten zu Rathe zieht, dahin gelangen, daß man weis, was man wegen dieser wichtigen Materie annehmen oder verwerfen muß. Ich ersuche Sie, gnädigster Herr, helfen Sie mir bey dieser Untersuchung mit Ihren Einsichten, und

eröff-

eröffnen Sie mir die Betrachtungen über diese Materie, welche die Frucht Ihres Studierens in der alten und neueren Historie sind, auf welche Sie, wie ich weis, eine gleiche Aufmerksamkeit gewandt haben. Ich habe die Ehre, zu seyn 2c.

Der LXXVIII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Ulrichsdal,
den 3ten Febr. 1760.

Sie thun mir eine Frage, Herr Graf, die sehr schwer auf zu lösen ist, weil so viele große Männer wegen dieser wichtigen Materie nicht haben einig werden können. Indessen wundere ich mich doch, daß ein Mann von so vieler Gelehrsamkeit und so tiefem Verstande, als der Herr von Montesquieu war, habe denken können, die Himmelsgegend müsse einen großen Einfluß auf die Sitten einer Nation haben. Nicht die Luft, welche man einzieht, bildet die Empfindungen oder die Sitten; sondern die Beyspiele, und noch mehr die Erziehung, lassen sie gewisser Maßen

in dem Herzen des Menschen entstehen. Welche Lehre aber ist so schwer zu begreifen, als des Herrn Rousseau von Genf seine! Wie? die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften sollten den Menschen weniger tugendhaft machen? Ist es möglich, ein System zu zu lassen, welches uns wieder, wenn es angenommen würde, in unsere erste Barbarey stürzete? So viele andere Schriftsteller haben dieses System widerleget, daß es unnütz ist, mich dabey auf zu halten. Derjenige, welcher saget, daß die Sitten der Menschen auf die guten oder bösen Beyspiele ankämen, welche sie von ihren Oberherren erhielten, scheint mir der beste unter denen Lehrsätzen zu seyn, die Sie mir anführen. In der That, jedermann will dem Herrn gefallen: wenn er tugendhaft ist, so bemühen sich seine Unterthanen, es wenigstens scheinen zu wollen. Ich finde aber gleichwohl in der Geschichte Beyspiele, welche diesem Gedanken widersprechen. Heinrichs des IV Regierung ist eine der fruchtbarsten an Missethaten, an Gräueln und bösen Menschen. Indessen giebt es doch sehr wenig Könige, die so tugendhaft gewesen sind, als dieser Fürst. Wie

viele Angriffe wurden nicht wider seine Person unternommen, so gar daß diejenigen, welche zuvor seine eifrigsten Anhänger gewesen, sich in Verschwörungen wider ihn einließen. Der Marschall von Biron, zum Beyspiele, ist einer von denjenigen, die ihm am meisten schuldig waren, weil er ihm das Leben zu danken hatte; der König hatte es ihm in der Schlacht bey Ivri gerettet. Er vergaß sich indessen doch so weit, daß er seinem Wohlthäter nach dem Leben stehen wollte. Ich könnte, wenn die Zeit es mir erlaubete, noch andere Beyspiele für und wider anführen, welche nur dienen, mich noch unschlüssiger zu machen. Indessen glaube ich doch, es ausgefunden zu haben, und die Ursache bestimmen zu können, welche die Sitten bildet: Sie werden mir aber erlauben, von dieser Materie so lange zu schweigen, bis Sie mir Ihre Betrachtungen darüber mitgetheilet haben. In Erwartung dessen bin ich ꝛc.

Der LXXIX Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 17ten Febr. 1760.

Sie sagen mir, Herr Graf, in Ihrem Briefe vom 2ten dieses Monates von dem Systeme des Hrn. J. Rousseau, welcher vorgiebt, die schönen Künste und Wissenschaften hätten viel zum Verderben der Sitten der Menschen beygetragen. Eben dieser Verfasser hat nur erst vor einem Jahre wider die Schauspiele geschrieben: er will erweisen, daß die Komödie, an Statt die Sitten zu verbessern, die Menschen nur schlimmer mache, und folglich den Sitten nachtheilig sey. Diese Frage ist, wie Sie wissen, der Gegenstand vieler Schriften gewesen. Einige sind für Rousseaus Meynung gewesen; andere haben beweisen wollen, daß Gegentheils die Komödie die Menschen tugendhafter machete, indem sie ihnen ihre Fehler zeigete, und sie die Laster hassen ließe. Ich glaube nicht, daß des Herrn Rousseau Absicht gewesen, die Kömedie überhaupt zu verdammen, sondern bloß diejenige,

welche gegenwärtig da ist. Man muß gestehen, es giebt viele Stücke, welche man von der Schaubühne verweisen könnte. Herr Rousseau bemerket viele derselben, die er mit Rechte verdammet: es giebt aber viele andere, welche zu gleicher Zeit belustigen, zur Tugend antreiben, und einen Abscheu vor dem Laster machen. Wenn man das schöne Trauerspiel Cinna sieht, so muß man nothwendig von Augusts Größe der Seele gerühret werden; man wird entzückt: wenigstens hätte ich für mein Theil gern in dem Falle seyn wollen, damit ich eben die Handlung hätte thun können. Sie erinnern sich noch dieses schönen Verses:

Von allem weis August, und alles ist verziehn.

Die Wirkung, welche dieses Trauerspiel bey Ludwigen dem XIV hervorgebracht hat, ist sehr merkwürdig: er sagete bey dem Herausgehen aus der Komödie, wenn man ihn während des Schauspieles um die Begnadigung eines Herrn gebethen hätte, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, den er zum Tode verurtheilet und dessen Verzeihung er abgeschlagen hatte, so würde er sie bewilliget haben; so sehr war er von dem gerühret, was

er gesehen hatte. Ich ersuche Sie also um Ihr Gutachten, Herr Graf, über eine Frage, worüber so viel gestritten und man noch nicht einig geworden ist. Ich bin rc.

Der LXXX Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 23sten Febr. 1760.

Ich bin Ihnen, gnädigster Herr, auf zween Briefe, womit Sie mich seit meinem letzten beehret haben, Antwort schuldig. Sie wissen die Ursache meines Stillschweigens: folglich glaube ich, ich könne es überhoben seyn, mich deswegen bey Ihnen zu entschuldigen. Der berühmte Herr von Montesquieu hat ohne Zweifel der Himmelsgegend einen gar zu grosen Einfluß auf die Gesetze und Sitten der Nationen zugeschrieben; indessen muß man doch eben so wenig glauben, daß die Himmelsgegend durchaus gar nichts dabey thue. Die physikalische Leibesbeschaffenheit der Menschen ist in den sehr heißen, in den sehr kalten, und in

denen Ländern, welche das Mittel zwischen diesen beyden halten, sichtbarlich unterschieden. Wie nun der sittliche Charakter nicht von aller Abhängigkeit von der physikalischen Leibesbeschaffenheit befreyet ist, so muß man wohl die Himmelsgegend bey der Bildung unserer Sitten in etwas mit zulassen; und es giebt keine Nation, die nicht einige Gebräuche hat, welche diese Wahrheit beweisen. Ich gestehe es aber, daß ich diese Ursache für die am wenigsten kräftige unter denen ansehe, die hier Statt finden müssen. Die Regierungsform und das Beyspiel des Oberherrn sind nach meinem Sinne so wohl, als nach dem Ihrigen, gnädigster Herr, dasjenige, was vor allen bey dieser Untersuchung in Betrachtung gezogen zu werden verdienet. Und unter diesen beyden Ursachen, die alle beyde kräftig und entscheidend sind, ist die Stärke des Beyspieles der Stärke der Gesetze noch überlegen *). Durch wie viele aus der Weltgeschichte gezo-

*) Daher waren die Gefälligkeiten gegen den Fürsten und die Liebe, ihm nach zu ahmen, stärker, als die Strafe nach den Gesetzen und die Furcht. Tacit. III. B. 55. Cap.

gezogene Beweise könnte ich diese Meynung nicht unterstützen? Als der Kaiser Julian sich entschloß, das Christenthum in dem Reiche zu zerstören, so glaubete dieser Fürst, welcher vieleicht der geschicksteste war, der jemals den Kaiserthron besessen hat, er dürfte die Christen durch kein Gesetz angreifen; er glaubete, und diejenigen, welche die Geschichte seines Lebens beschrieben haben, beobachten es ausdrücklich, man müßte wider sie nur die Spöttereyen, die Verachtung und sein Beyspiel anwenden. GOtt, welcher stets über seine Kirche wachet, erlaubete nicht, daß Julian lange genug regierete, sein Werk zu vollenden: er war aber schon ziemlich weit gekommen, als er starb; und der unter Constantin und seinem Sohne abgeschaffete heidnische Götzendienst war schon, an mehr als an einem Orte dieses weitläuftigen Reiches, mit Pracht wiederum erschienen. Was für ein in die Augen fallendes Beyspiel von dieser Wahrheit haben wir nicht in der neuern Geschichte, oder besser zu sagen, in der Geschichte unserer Zeiten, in dem Leben Peters des Großen? Und damit ich Ihnen auch ein Beyspiel von nicht so unumschränkten

Herren vorstelle; was für Unterschied finden wir nicht in den Sitten der Engländer unter Jacobs I und Karls des II Regierung? Was Sie, gnädigster Herr, von Heinrich dem IV und von Frankreich beobachten, ist sehr richtig: bemerken Sie aber auch, wenn es Ihnen beliebet, daß dieser große und gute König nur wenig Jahre in dem Stande war, seiner Nation das Beyspiel zu geben. So lange man ihm die Krone streitig machete, durfte man sich nicht bestreben, seinen Tugenden nach zu ahmen; und kaum hatte man angefangen, sie zu erkennen und zu bewundern, so entriß ihn ein abscheulicher Meuchelmörder seinen Unterthanen, welche noch den Sitten der vorigen Regierung ergeben waren, deren Aberglauben, Verderben und Schwachheit die Ligue und alle ihr Wüthen hervorgebracht hatten.

Um also dasjenige, was ich Ihnen hier vor zu tragen die Ehre gehabt habe, in wenig Worten zusammen zu fassen, so denke ich, daß die Himmelsgegend, die Regierungsform und das Beyspiel des Fürsten sich vereinigen, die Sitten einer Nation zu bilden; daß aber diese Ursachen eine

unglei-

ungleiche Stärke in ihrer Wirkung haben, und daß der größte Nachdruck bey des Beyspieles seiner ist. Der Fürst sey nur tugendhaft, er habe vornehmlich Religion und Gottesfurcht, es werden bald die Redlichkeit, die Rechtschaffenheit, die Liebe des Nächsten und des gemeinen Besten, die Tugenden seines ganzen Volkes seyn.

Ihr zweyter Brief, gnädigster Herr, handelt von einer ganz andern Materie. Ich behalte es mir vor, die Ehre zu haben, ein ander Mal mit Ihnen davon zu reden. Unterdessen kann ich mich nicht enthalten, Ihnen ein Wort von demjenigen zu sagen, was ich diese vergangenen Tage her gelesen, und wovon ich noch den Kopf ganz voll habe; es ist der 3te Theil der historischen Merkwürdigkeiten, die Königinn Christina betreffend. In diesem Theile findt sich ein sehr merkwürdiger Aufsatz, welcher von der Königinn selbst geschrieben worden, und wegen seines Inhaltes so wohl, als wegen seiner Schreibart, der größten Aufmerksamkeit würdig ist: man kann aber den Verlust des größten Theiles dieses Aufsatzes, wovon man bis jetzt nur ein Stück hat, nicht genug bedauren.

Wir würden die wahren Ursachen der von einigen so gerühmten und von andern so getadelten Abdankung, von der man doch niemals anders, als aus Muthmaßung, hat reden können, unzweifelhaft erfahren haben: allein, selbst die Muthmaßungen von einer so großen Begebenheit sind wichtig; und es würde mir lieb seyn, zu vernehmen, was Sie für welche bey Lesung der Geschichte dieser Prinzeßinn gemacht haben. Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

Der LXXXI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Stockholm,
den 24sten Febr. 1760.

Die Muthmaßungen, Herr Graf, von der Sache, wovon Sie in Ihrem letzten Briefe mit mir reden, sind sehr schwer zu machen. Die Neugier und die Eitelkeit sind, wie ich glaube, die vornehmsten Leidenschaften gewesen, welche Gustav Adolfs Tochter zu derjenigen Abdankung ver-

vermocht haben, die so viel Aufsehens in der Welt gemacht hat. Christina hatte von Frankreich und von Italien als von den schönsten Ländern in Europa reden hören. Sie liebete die Gelehrsamkeit, die freyen Künste und schönen Wissenschaften. Sie wußte, daß Italien vornehmlich so viele Wunder der Kunst und Natur enthielt; daß es das Vaterland so vieler großen Männer wäre; sie wollte für sich selbst sehen, ob das, was man davon sagete, wahr wäre; sie machete sich vornehmlich einen sehr vortheilhaften Begriff von der Stadt Rom. Sie mochte sehr gern reisen und sich vornehmlich unterrichten; das konnte sie aber, als Königinn, ohne große Unbequemlichkeiten nicht wohl thun, und folglich trieb ihre natürliche Neugier sie an, diesen Schritt zu thun, welchen sie, wie ich glaube, bald bereuete, nachdem sie ihn gethan hatte. Indessen war es die Neugier nicht allein; die Eitelkeit hatte auch ihren guten Theil daran. Christina wollte, daß man von ihr redete; sie wollte sonderbar seyn. Sie sah sich als Königinn eines ziemlich blühenden Königreiches: es gab aber so viele andere Fürsten, die in eben dem Falle waren.

Sie glaubete, sie würde, wenn sie abdankete, etwas thun, was sie auf immer berufen machete; und nach einer solchen Handlung würde es ihr erlaubet seyn, alles zu thun, was ihr beliebete, und sie würde stets bewundert werden. Dieß sind meine Muthmaßungen, Herr Graf, über diese große Begebenheit. Ich hoffe, man werde mit der Zeit das Uebrige eines so merkwürdigen Werkes finden. Es würde Schade seyn, wenn es verloren wäre. Ich bin ꝛc.

Der LXXXII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Stockholm,
den 1sten März, 1760.

Ich werde die Ehre haben, gnädigster Herr, heute auf Ihren Brief vom 17ten Februar zu antworten, in welchem Sie die Partey der Schauspiele wider den Herrn Rousseau von Genf nehmen. Nach demjenigen, was der Herr von Alembert, zur Antwort auf des Herrn Rousseau

Brief, von dieser Materie geschrieben hat, werde ich wohl am Besten thun können, Ihnen von dem, was ich selbst von dieser gelehrten und moralischen Streitigkeit denke, Rechenschaft zu geben, daß ich mich gänzlich auf diese kleine Abhandlung des französischen Philosophen beziehe, welcher die Schlüsse des Genfer Philosophen mit so vieler Gründlichkeit zerstöret. Das Einzige, was ich als mein eigen noch hinzu zu thun hätte, ist, daß ich wünschete, die Liebe wäre gänzlich aus den theatralischen Stücken verbannet. Wenn diese Leidenschaft wohl abgehandelt ist, wie in einigen Trauerspielen des Herrn Racine und Voltaire, so bringt sie in die empfindsamen Seelen, vornehmlich der jungen Leute, eine Unruhe und Bewegung, welche, wenn sie nicht gefährlich für die Sitten sind, weil die Tugend in diesen Stücken stets siegreich bleibt, es doch wenigstens für ihre Gelassenheit und Ruhe werden. Wenn die Liebe hingegen auf der Schaubühne verunstaltet und von der Würde und dem Adel, welche ihre wahren Kennzeichen sind, so zu sagen, herunter gesetzet wird, wie in den meisten Schauspielen, welche wir haben; wenn man ihr,

an-

an Statt sie mit den starken und rührenden Zügen der Leidenschaft zu malen, die Züge einer Geschmackssache und einer Galanterie-Intrigue giebt, so erhitzet und entzündet diese Abschilderung die lebhafte Einbildungskraft der Jugend, und es ist natürlich, daß man bey dem Herausgehen aus dem Schauspiele sich geneigt findt, die Sprache zu reden und zu hören, welche so viel Vergnügen gemacht hat, so lange man da war. Die Liebe auf der Schaubühne also bereitet und machet diese jungen Leute nothwendig geneigt, entweder zur Empfindsamkeit oder zur Galanterie. Beyde haben ihre Gefahr; und wenn man schon Mühe genug hat, die Antriebe der Natur in diesem Stücke zu unterdrücken; wie wird es gehen, wenn man noch die Eindrücke der Kunst zu bestreiten hat, die desto verführerischer sind, je besser sie der Stimme der Natur werden nachgeahmet haben? Der einzige Fall, wo es mir also erlaubet zu seyn scheint, die Liebe auf die Bühne zu bringen, ist, wenn man sie als etwas Auslachenswürdiges und auf die Art vorstellen kann, wie die Petitmaitres und galanten Frauenzimmer in allen Ländern sie heutiges

tiges Tages treiben: sie beut komisches genug dar, daß sie auch selbst, nach meinem Systeme, das Recht hat, oft in unsere theatralischen Stücke zu kommen.

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe von der Königinn Christina zu sagen die Ehre erwiesen haben, kömmt mir sehr richtig vor. Allem Ansehen nach, hat ihr die Ehre zu regieren geringer geschienen, als die Ehre der Herrschaft zu entsagen, und sie hat geglaubet, sich durch die Herabsteigung vom Throne weit über diejenigen Helden hinweg zu setzen, welche alles gethan haben, denselben zu besteigen, oder sich darauf zu behaupten: wenn Sie sich aber dessen erinnern wollen, was wir vorher von der wahren Ehre gesaget haben, so werden Sie einräumen, gnädigster Herr, daß Christina sie nicht kannte, als sie ihr Vaterland verließ und die Verbindungen ihrer Geburt zerriß, um in der Welt ohne Gegenstand, ohne Stand, und gewiß auch ohne die Belohnung, herum zu irren, welche sie sich von ihrer Aufopferung versprochen hatte. Ich habe ꝛc.

Der LXXXIII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Stockholm,

den 2ten März, 1760.

Ich glaube, wie Sie, Herr Graf, und es ist unstreitig, daß Christina die wahre Ehre nicht gekannt hat: sie wollte aber, wie ich in meinem letzten Briefe gesaget habe, bekannt seyn, und daß man von ihr reden sollte. Sie war versichert, daß, nachdem sie eine solche That gethan hätte, sie alles thun könnte, was sie wollte, ohne einige Widersetzung zu befürchten. Sie schickete Minister und Gesandten; sie mischete sich in die Verbindungsverträge, erboth sich zur Vermittelung, und ließ sich in Friedensunterhandlungen ein. Was mich aber am meisten bey allem dem wundert, ist, daß die Fürsten ihre Minister, wie anderer regierender Herren ihre, annahmen, bis Frankreich anfieng, die andern Fürsten ihrentwegen aus dem Irrthume zu bringen. Das ist genug für

für heute. Ich bin übrigens wegen der Komödie Ihrer Meynung. Ich bin ꝛc.

Der LXXXIV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 10ten May, 1760.

Sie kennen, gnädigster Herr, Gustav Adolfs große Eigenschaften, und Sie haben sie oft mit mir bewundert: vieleicht aber haben Sie bis jetzo nicht gewußt, daß er mit allen seinen Heldentugenden, mit der seltenen Wissenschaft zu regieren und zu befehlen, die er in einem so hohen Grade besaß, auch noch die Kenntnisse und die Gaben eines Gelehrten verband. Man hat nur jetzt eine von ihm aufgesetzete Schrift bekannt gemacht, welche, ich weis nicht durch was für einen Zufall, so lange Zeit unbekannt geblieben, und welche durch die Betrachtungen so wohl, als durch die Schreibart, der besten Feder unseres Jahrhundertes Ehre machen würde. Weil Sie selbst dieses vortreffliche Stück gelesen haben, so sage ich

Ihnen hier nichts weiter davon: ich werde bloß die Ehre haben, Ihnen an zu merken, daß es durch alle Beweise, welche die historische Gewißheit erfordert, bewähret ist, daß der große Gustav nur siebenzehn Jahre alt gewesen, als er es aufgesetzet. Die besten Geschichtschreiber des Alterthums, Titus Livius und Polybius, welche er namentlich anführet, waren ihm also schon sehr bekannt; und wie damals diese Schriftsteller in keine lebende Sprache übersetzet waren, so muß ihm die lateinische Sprache eben so geläufig gewesen seyn, als seine. Man kann daraus von der vortreflichen Erziehung urtheilen, die er erhalten hatte, und die sich nicht bloß auf die Anbauung seines Geistes einschränkete; weil fast keine Zeile in der gedachten Schrift ist, die nicht eine gründliche Gottesfurcht und alle Neigungen einer glücklichen und tugendhaften Gemüthsart zu erkennen giebt. Ich mache Ihnen diese Anmerkungen mit Vergnügen, gnädigster Herr, da ich weis, daß Sie dessen viel an allem dem finden werden, was die Ehre eines Helden vermehren kann, den Sie lieben; und ich bin eben so wenig verdrüßlich, hier

an zu merken, daß Sie diesen Helden lieben: es ist der erste Schritt zur Ehre, wenn man aufrichtig eine Neigung zu denen großen Männern fasset, die es verdienet haben. Und über dieses so ist es nur gar zu wahr, wie Tacitus anmerket, daß die Ehre und Tugend den Bösen anstößig sind, weil sie die Unähnlichkeit gar zu sehr in die Augen fallen lassen, welche ein so großer Vorwurf für sie ist *). Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der LXXXV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Den 11ten May, 1760.

Es ist wohl wahr, Herr Graf, daß man Gustav Adolfen nicht genug bewundern kann: ich glaube so gar, daß ihm niemand gleich gekommen. Er war der vollkommenste Mann welcher ein großer König, ein guter Vater, leutselig und ge-

*) Denn auch die Ehre und Tugend haben ihre Feinde; weil sie ihnen gar zu sehr in der Nähe das Gegentheil vorwerfen. Tacit. Jahrb. iv B. 33 Cap.

gesprächig gegen seine Unterthanen, herzhaft gewesen; mit einem Worte, er vereinigte alle Tugenden eines Königes und eines Privatmannes in sich. Er regierete kurz, viele Könige aber haben während einer langen Regierung das kaum gethan, was er in einem kleinen Zeitraume that. Da er durch seine Feinde gezwungen wurde, sich zu vertheidigen, so nöthigte er Polen, ihn in Frieden zu lassen und einige Zeit ruhig zu bleiben. Von da gieng er nach Deutschland. Dieß geschah nicht, Eroberungen zu machen, oder von sich reden zu lassen, sondern seine unterdrückete Religion zu vertheidigen und die Fürsten zu unterstützen, die sich zu ihr bekannten. Er trug fast allein die ganze Last des Krieges. Er schlug seine Feinde, und er wurde erleget, nachdem er selbst im Sterben den Sieg davon getragen hatte. Was für eine Zusammenkettung von schönen und großen Handlungen! Es wurden auch seine Feinde selbst gezwungen, ihn zu bewundern, und sein Gedächtniß ist noch überall beliebt. Was für eine Ehre, Herr Graf! Sein Beyspiel muß die Menschen bewegen, ihm nach zu ahmen. Ich bin ꝛc.

Der LXXXVI Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 14ten May, 1760.

Da ich diese vergangenen Tage, gnädigster Herr, einige von Ihren vorigen Briefen wieder durchlese, so werde ich gewahr, daß Sie mir die Ehre erwiesen haben, einen an mich zu schreiben, auf welchen ich keine Antwort gegeben habe. Er betrifft die Freundschaft; und das, was er enthält, kömmt mir sonst richtig genug vor: ich finde aber eine Erklärung des Heldenmuthes darinnen, worüber ich mir die Freyheit nehmen werde, Ihnen einige Beobachtungen zu machen. Der Heldenmuth, sagen Sie, ist eine Zusammenfassung aller Tugenden, welche den Menschen leutselig, empfindsam und großmüthig machen. Ich gebe zwar zu, gnädigster Herr, daß diese Tugenden stets in den Begriff des Heldenmuthes kommen: ich glaube aber, es gehören noch viele andere dazu, diesen Begriff vollständig zu machen. Man kann leut-

selig empfindsam, und großmüthig seyn, ohne deswegen eben ein Held zu seyn. Die Großmuth enthält zwar und setzet die meisten Tugenden voraus, welche man verlanget, diesen glorreichen Titel zu ertheilen. Die unerschütterliche Standhaftigkeit aber bey stets gerechten Parteyen, die in den augenscheinlichsten Gefährlichkeiten durchaus bewährte Herzhaftigkeit, die Beständigkeit, alles für die Gerechtigkeit, das Vaterland und die Religion zu leiden; diese erhabenen Tugenden können sich bey einem sonst großmüthigen Menschen nicht finden; sie sind nothwendig das Antheil der Helden. Die Griechen, von denen wir dieses Wort entlehnet haben, braucheten es anfänglich nur, Menschen zu bezeichnen, die man von himmlischer Herkunft zu seyn glaubete, deren Tugenden einen Glanz hatten, welchen, der Vermuthung nach, die bloße Menschheit nicht hätte erreichen können. Wir andern haben, bey Verwerfung der griechischen Fabeln, die Gewohnheit beybehalten, diejenigen Helden zu nennen, welche sich durch sehr ausnehmende Thaten über die übrigen Sterblichen erhoben haben. Mich dünket also, gnädigster Herr,

wenn

wenn man einen richtigen Begriff von dem Heldenmuthe geben will, so kömmt es nicht so sehr auf die Zusammenfassung gewisser Tugenden an, als vielmehr auf den höchsten, und so zu sagen erhabensten Grad aller Tugenden, welche den Menschen und den Bürger unterscheiden. Nach dieser Erklärung des Heldenmuthes, bitte ich Sie, gnädigster Herr, mir zu sagen, welche Sie in der alten und neuen Geschichte finden, die mit dem meisten Rechte den Heldentitel verdienet haben. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der LXXXVII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 15ten May, 1760.

Sie fragen mich, Herr Graf, was für welche ich finde, die den Heldennamen am besten verdienet haben. Ich will Ihnen mit vielem Vergnügen willfahren, da mir die Erlernung der Historie unendliches Vergnügen gemacht hat. In

Griechenland hat sich Aristides, durch seine Mäßigung, dieses glorreichen Titels würdig gemacht. Das atheniensische Volk verbannete ihn durch das Scherbengericht. Ein Bürger bat ihn, ohne ihn zu kennen, er möchte doch seinen Namen auf die Austerschaale schreiben, welches er that. Diese Handlung und viele andere erwarben ihm den Beynamen des Gerechten. Die römische Historie stellet uns so viele Helden dar, daß es gar zu lang seyn würde, sie alle zu nennen. Camillus ist einer von denjenigen, welche die schönsten Thaten gethan haben. Er unterwarf viele Völker den Gesetzen der Römer, an Statt derer Belohnungen aber, die er erwarten durfte, wurde er verbannet, und ihm als einem öffentlichen Feinde begegnet. Indessen rächete er sich doch gar nicht, wie Coriolanus that, sondern kam vielmehr dem von den Galliern belagerten Rom zu Hülfe, schlug diese Völker am Fuße des Capitoles, und befreyete sein Vaterland. Scipio, der Africaner, zeigete nicht weniger Mäßigung, als er die gefangene Prinzeßinn ihrem Liebhaber mit aller Beute, die er gemacht hatte, wieder gab. Die neuere Ge-

schichte

schichte giebt uns keine so große Anzahl Helden: ich glaube aber, diejenigen, die man darinnen findt, übertreffen die alten. Als Ludwig der XII, König in Frankreich, auf den Thron gestiegen war, so stellete man ihm vor, er sollte sich wegen der Beschimpfungen rächen, die er als Prinz erhalten hatte; er sagete zu ihnen, der König in Frankreich rächete die dem Herzoge von Orleans angethanen Beleidigungen nicht. Indessen hat ihn doch Heinrich der IV übertroffen; er ist der beste König gewesen, welchen Frankreich gehabt hat. Gustav der I, und Karl Gustav in Schweden, haben ihr Gedächtniß durch ausnehmende Thaten unsterblich gemacht: gleichwohl ist Gustav Adolf der größte Mann, der nur gewesen ist: groß im Frieden, noch größer im Kriege, hat er die schönsten Tugenden der Helden vereiniget, und sie alle übertroffen. Dieß sind, Herr Graf, diejenigen, welche durch ihre Herzhaftigkeit und noch mehr durch die Gesinnungen ihres Herzens, den Heldennamen verdienet haben. Leben Sie wohl, ich schließe einen Brief, der vieleicht schon gar zu lang ist. Ich bin ꝛc.

Der LXXXVIII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 17ten May, 1760.

Wir haben, gnädigster Herr, den seltsamen Widerspruch, der sich so oft unter der Aufführung der Menschen und ihrer Sprache befindt, oft mit einander beobachtet und beklaget: mich dünket aber, ich habe es noch nicht genug vorgestellet, wie in die Augen fallend und anstößig dieser Widerspruch bey dem Artikel von der göttlichen Vorsehung ist, welche alle Christen in ihrem Glaubensbekenntnisse zulassen, und beständig durch ihr Mistrauen, ihre Klagen und ihre Unruhen leugnen. Ich könnte mich leichtlich in eine umständliche Vorstellung deswegen einlassen, welche uns von der Wahrheit meiner Beobachtung überzeugen würde: ich glaube aber, es sey nothwendig, unsere Begriffe von dieser Vorsehung, wovon hier die Rede ist, erst recht fest zu setzen. Ohne von den verschiedenen Meynungen zu reden, welche nach einander unter den Christen selbst von ihrer Be-

schaf-

schaffenheit und ihren Wirkungen geheget worden, so wissen Sie, gnädigster Herr, daß es Philosophen gegeben hat, welche, um einen höhern Begriff von der Größe des höchsten Wesens zu machen, behaupten, GOtt vermenge sich nicht mit den Begebenheiten dieser Welt; da er alles nach seiner unendlichen Weisheit eingerichtet; da er dieses Weltgebäude und alle Arten der lebenden und unbeseelten Wesen, die es ausmachen, erschaffen; und nachdem er in eine jede dieser Arten das Vermögen, sich wieder hervor zu bringen und auf immer zu erhalten, geleget habe: so sey das Einzelne des Lebens eines jeden besondern Geschöpfes und dessen Daseyns kein der Aufmerksamkeit und Sorge des Schöpfers würdiger Gegenstand. Ich bitte Sie, gnädigster Herr, sagen Sie mir, was Sie von dieser Philosophie denken, und ob Sie dieselbe, ich sage nicht allein unserm Glauben, denn das ist außer allem Streite, sondern der Güte und der Macht des Wesens selbst gemäß halten, dessen Größe und Majestät man uns dadurch zu beweisen vorgiebt. Ich habe die Ehre, zu seyn 2c.

Der

Der LXXXIX Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 25sten May, 1760.

Sie thun mir eine Frage, Herr Graf, die viel Aufmerksamkeit erfordert, und welche von einer großen Wichtigkeit ist. GOtt ist das vollkommenste und beste Wesen, welches vorhanden ist. Er hat uns erstlich zu seiner Ehre, und dann zu unserer eigenen Glückseligkeit, erschaffen. Nach dieser Erklärung des höchsten Wesens und der Ursache unsers Daseyns ist es leicht, auf Ihre Frage zu antworten. GOtt hat uns seine Güte und große Macht durch die Schöpfung der Welt gezeiget. Es war ihm viel leichter, alle diese Erfolge und die Wesen, woraus sie besteht, von ihrem Anfange bis an ihr Ende ein zu richten, weil er alles voraus sah, als sie zu unterstützen und allezeit handeln zu lassen. Die Partey aber, welche er ergriffen hat, ist seiner Güte viel gemäßer und zeiget seine Macht viel mehr, da er zugleich den Menschen

schen den freyen Willen läßt, der ihnen sonst benommen seyn würde. Sie sehen also, daß unser Glaube der Größe, der Macht und der Güte GOttes gemäß ist. Ich bin ꝛc.

Der XC Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

zu Ekholmsund,
den 29sten May, 1760.

Gnädigster Herr,

Es ist sehr billig, da ich auf dem Kammergute Eurer Königl. Hoheit bin und ihr Schloß bewohne, daß ich die Ehre habe, Ihnen meine Huldigung zu erweisen, und von demjenigen Rechenschaft zu geben, was mich beschäfftiget. Ich bin heute mit dem neuen Gärtner das ganze Stück Landes durchgegangen, welches gegenwärtig soll verändert und verschönert werden. Dieser Mann scheint mir in seiner Kunst sehr erfahren zu seyn, und ich glaube, Eure Königl. Hoheit haben an ihm einen recht guten Mann bekommen. Er hat

mir

mir in dem zu Paris gemachten Grundrisse viele Theile gezeiget, welche, wegen Ungleichheit des Bodens, in der Ausführung, ohne unermeßliche Kosten, unmöglich seyn würden. An ihrer Stelle hat er mir andere Ideen vorgeschlagen, welche den doppelten Vortheil enthalten, daß sie unendlich weniger kosten, und zusammen allen Theilen diejenige Abwechselung geben, welche stets das erste Verdienst derselben ist. Ich habe also nicht angestanden, diese Veränderungen zu billigen, unbeschadet des bessern Gutachtens kunst-erfahrener Leute, die ich zu Rathe ziehen werde, ehe ich die Ausführung vornehmen lasse, ja, ehe ich um die Befehle des Königes dazu anhalte, die mir nöthig sind.

Uebrigens, gnädigster Herr, glaube ich, Sie mit Wahrheit versichern zu können, daß, wenn alles wird gemacht seyn, Sie die schönsten, die am besten angelegeten, die angenehmsten und die geräumigsten Gärten haben werden, die es in ganz Schweden giebt. Mit vielem Gelde würden Sie vieleicht in drey bis vier Jahren das Vergnügen haben, sie sehr weit gebracht zu sehen; weil ich

aber

aber weis, daß Sie nicht wollen, daß man die Arbeit durch dieses Mittel übertreibe, so werden Sie sich wohl zu einiger Geduld entschließen müssen, welche in Ihrem Alter ohne Zweifel nicht so schwer ist, als in einem jeden andern. Bey dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, einen Vernunftschluß zu beantworten, welchen der berühmte Freund der Menschen seiner Nation zu machen Anlaß gegeben, und welcher bey uns noch viel mehr Stärke hat, als in Frankreich und anderswo. **Wie können das Beste des Staates, saget er, ja das Beste der Menschlichkeit selbst es erlauben, daß man seinen Vergnügungen allein einen Theil des Landes schenket, welcher dienen könnte, Menschen hervor zu bringen und zu ernähren!** Ich bin gewiß der erste, welcher die Gründlichkeit dieses Vernunftschlusses einsieht, welcher den hellen Grundsätzen Beyfall giebt, worauf er sich stützet. Weil es aber auf die Bevölkerung der Erde ankömmt, so wollen wir eben so wenig vergessen, daß man die Menschen regieren muß, welche sie bewohnen werden. Es müssen also in der Welt

Große,

Große, Fürsten und Könige seyn. Alsdann muß man die Unterscheidungen zulassen; alles das, was die Könige umgiebt, und ihre Wohnung selbst muß das Gepräge der Größe des Staates führen, welchen sie vorstellen. Die Römer, dieses Volk, welches der Ueppigkeit sonst in den schönen Zeiten der Republik so feind war, wollten indessen doch Größe und Pracht bey allem demjenigen, was man der Republik zu zu gehören glaubete *). Ich mache mir also kein Bedenken, gnädigster Herr, ein Stück von Ihrer Wiese zu nehmen, Ihre Gärten völliger zu machen und zu verschönern. Ich erkläre mich hier aber, daß ich diese Regel, welche ich für Sie annehme, in unserm Lande für alle andere Einwohner des Königreiches sehr böse und sehr schädlich halte. Es ist einer von den sehr seltenen Fällen, wo der Oberherr nicht verbunden ist, mit gutem Beyspiele vor zu gehen.

Der

*) Das römische Volk hasset die Privat-Ueppigkeit, die öffentliche Pracht aber liebet es. Cicero.

Der XCI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 1sten Jun. 1760.

Ich habe Ihren Brief von Ekholmssund, Herr Graf, mit vielem Vergnügen erhalten. Die Lage dieses Gutes ist eine der schönsten, die man in Schweden findt, und wenn die Gärten fertig seyn werden, so wird sie noch mehr Schönheit haben. Indessen giebt es eine Lage, die mir noch vorzüglicher zu seyn scheint, das Schloß hin zu setzen; es ist an einer Anhöhe bey der Brücke, wo, wie Sie mir gesaget haben, ein alter Pallast gewesen ist, der noch zur Zeit der Königinn Christina gestanden hat, und von ihr dem Grafen Tott, ihrem Lieblinge, geschenket worden. Dieser Graf ließ das alte Haus schleifen und dasjenige davon bauen, welches noch jetzo steht, und sehr weit von dem alten entfernet ist; er ließ daselbst auch sehr schöne Gärten anlegen, welche wegen der Menge Springbrunnen prächtig waren. Durch die Nachläßig-

keit der Eigenthümer aber sind alle diese Verschönerungen eingegangen, und der Garten ist in einem so erbärmlichen Zustande, daß es ein unermeßliches Geld kosten würde, ihn wieder in den Stand zu setzen, worinnen er gewesen. Indessen ist es Schade, daß dieses Gut so weit von Stockholm entfernet ist, wodurch es fast gar keinen Nutzen für mich hat; es kann mir höchstens nur zu einem Jagdhause dienen. Um die Hauptstadt herum ist fast keine so schöne Lage, welche der Ekholmsundischen gleich kommen könnte. Ich glaube indessen, daß in fünf bis sechs Jahren die Gegenden um Drottningholm sehr schön seyn werden. Die Arbeit, welche die Königinn zur Verschönerung dieser Insel anwendet, wird einen der schönsten Aufenthalte in Schweden daraus und ihr Gedächtniß auf immer unsterblich machen; und ich bin versichert, wenn dieses zu der Römer Zeiten geschehen wäre, so würde man ihr zu Ehren schon Denkmäler errichtet haben. Ich bin rc.

Der XCII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 6ten Jun. 1760.

Es ist ganz gewiß, gnädigster Herr, daß es selbst unter denen, die gut schreiben, sehr verschiedene Schreibarten giebt, und daß außer dem Unterschiede, welcher von der Verschiedenheit der Materie entstehen muß, die man abhandelt, es noch einen andern giebt, der durch den Geist und die Denkungsart desjenigen, welcher schreibt, hervor gebracht wird. Der Briefstylus, zum Beyspiele, machet eine besondere Art aus, welche ihre Regeln und ihre Schönheiten für sich hat, eben so wie die oratorische Schreibart, die historische Schreibart u. s. w. Wie viele Briefe, und zwar berühmte, hochgeachtete, angeführete Briefe, giebt es indessen nicht, welche einander in der Schreibart nicht gleich sind, worinnen sie geschrieben worden? Man kann also, ohne einigen von denen grossen Mustern, die wir in dieser Art haben, Unrecht zu thun, mehr Gefallen an der Art des einen, als

des andern seiner, finden; man kann unter der Frau von Sevigne, ihrer Tochter, der Fr. v. Grignan, dem Fontenelle, der Fr. v. Maintenon und vielen andern die Feder wählen, welche uns die angenehmste zu seyn scheint, und die Wahl kann gerechtfertiget werden, für welche man sich auch nur erkläret. Ich weis, gnädigster Herr, daß es keine Art der Litteratur giebt, die Ihren Nachforschungen und Ihren Betrachtungen entgeht: ich zweifele also eben so wenig, daß Sie nicht auch welche über die Briefschreibart gemacht haben: und ich bitte Sie, mir zu sagen, wem Sie vorzüglich Ihre Stimme in dieser Art geben, die den Menschen überhaupt nothwendiger ist, als irgend eine andere. Ich habe die Ehre, zu seyn rc.

Der XCIII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 14ten Jun. 1760.

Ich habe die Ehre gehabt, gnädigster Herr, mit Ihnen in meinem letzten Briefe von der

Briefschreibart zu reden. In Erwartung Ihrer Antwort, die mir noch nicht zu Händen gekommen, will ich heute eine Frage berühren, die damit viel Verwandtschaft hat. Gehöret die Briefschreibart auch unter die Zahl derjenigen Dinge, welche ein König, ein regierender Fürst zu wissen nöthig hat, und in welchen er sich üben muß? Hat er nicht zu allen Arten Geschäfften, die er zu treiben hat, Minister? Werden nicht durch sie seine Befehle, sein Wille allen Personen, von welchem Range sie auch seyn mögen, angedeutet, welche davon unterrichtet werden sollen? Wenn besonderere Briefe zu schreiben sind, hat er nicht dazu Cabinetssecretäre, welchen nur diese Art von Briefwechsel aufgetragen ist? Kurz, was kann es für Fälle geben, wo ein König verbunden ist, selbst die Feder zu ergreifen, und weswegen er in dem Alter seiner Erziehung seine Vergnügungen unterbrechen und der beschwerlichen Arbeit, einen Brief zu schreiben, in der Absicht, sich die Fertigkeit und Leichtigkeit darinnen zu erwerben, Augenblicke seiner Muße aufopfern soll? Ich gestehe es, gnädigster Herr, diese Einwürfe sind mir würdig

vorgekommen, untersuchet zu werden. Ich liebe die Ruhe meines Gewissens, und es würde mir gewiß dereinst Vorwürfe machen, wenn ich sollte überzeuget werden, es sey unnütz, daß ein Fürst schreiben könne. An wie vielen für Sie verlorenen Augenblicken würde ich nicht Schuld seyn? Sie können besser, als jemand, meine Zweifel deswegen aufklären, und ich ersuche Sie ganz ergebenst darum.

Der XCIV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 15ten Jun. 1760.

Ich finde, Herr Graf, daß die Frage, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe thun, ziemlich leicht auf zu lösen ist. Ohne Zweifel muß ein Fürst schreiben können; dieß ist ihm bey vielen Gelegenheiten höchst nothwendig, wo er sehr verlegen seyn würde, sich eines Secretärs zu bedienen. Wie über dieses ein Fürst alles, was er thut, soll

gut machen wollen, so sind, da ihm das Briefschreiben nothwendig ist, wie wir gesaget haben, die Stunden, die er anwendet, sich darinnen vollkommen zu machen, folglich sehr gut angewandt. Ich gestehe es, diese Uebung ist im Anfange keine von den angenehmsten: ihr Nutzen und das Vergnügen aber, welches sie uns nachher verschaffet, bezahlen uns wegen der Mühe, die es uns gekostet hat, uns darinnen zu unterrichten. Dieß sind, Herr Graf, meine Gedanken wegen der Frage, die Sie mir vorgeleget haben. Ich hoffe, daß sie Ihren gemäß sind. Ich bin ꝛc.

Der XCV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 22sten Jun. 1760.

Ich gestehe es, gnädigster Herr, daß mir nach dem Briefe, womit Sie mich zur Antwort auf meinen vorhergehenden beehret haben, kein Zweifel mehr wegen der Materie übrig bleibt, wovon unter uns die Frage gewesen: es sind mir aber

neue eingefallen, welche ich Sie auch noch ersuchen muß auf zu klären. Ist ein Fürst, welcher einräumet, es sey nothwendig, daß er schreiben könne, noch zu etwas mehrem verbunden, und muß er sich noch die Mühe geben, sich von den Regeln der Schreibart zu unterrichten, sich die Fehler anzeigen zu lassen, die er begehen kann, zu lernen, wie man dahin komme, sie zu vermeiden? Würde es nicht genug seyn, daß er schreibe, damit er sagen könne, er habe geschrieben? Und könnte man jemals das Recht haben, sich zu verwundern, daß der hundertste Brief, den er aufgesetzet, noch eben die Fehler, und vieleicht auch eben so viele Fehler, als der erste, enthalte? Ich weis wohl, daß eine Privatperson, die so verführe, würde beschuldiget werden, sie sey sehr unvernünftig, und handele keinen Schlußfolgen gemäß, daß sie den Endzweck wolle, ohne die Mittel dazu zu ergreifen, daß sie durch ihre Aufführung eben die Grundsätze widerlege, woraus sie sich in ihrem Reden eine Ehre mache. Allein, die Fürsten haben vieleicht andere Rechte; Sie kennen sie, gnädigster Herr, und ich bitte Sie, mir davon einen richtigen Begriff zu

machen.

machen. Diese für uns beyde so wichtige Materie kann nicht zu viel ins Licht gesetzet werden. Ich bin rc.

Der XCVI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 22sten Jun. 1760.

Ich habe, wenn ich mich recht erinnere, Herr Graf, in einem meiner Briefe gesaget, ein Fürst müsse von der Begierde beseelet seyn, alles das, was er thut, gut zu thun; daher muß er denn auch, weil wir gesehen haben, daß es ihm nothwendig ist, schreiben zu können, es so gut machen wollen, als es möglich ist, da er stets die Begierde vor Augen haben soll, die andern Menschen zu übertreffen. Und dieserwegen muß er sich von den Regeln des Briefschreibens unterrichten, und die Fehler anmerken, die er begehen kann, damit er künftig nicht wieder darein verfalle. Es ist sehr leicht, einen Brief zu schrei-

ben: es ist aber sehr schwer, ihn gut zu machen; und indessen giebt es doch viele Leute, die ihn nach den Regeln machen. Dieß ist ein Bewegungsgrund mehr für einen Fürsten, der ihn antreiben soll, sich in dieser Kenntniß vollkommen zu machen. Das sind meine Gedanken, Herr Graf, über die Frage, die Sie mir vorgeleget haben. Ich bin 2c.

Der XCVII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 28sten Jun. 1760.

Ich bin Ihnen vieleicht, gnädigster Herr, durch meine Neugier überlästig, mich mit Ihnen von allerhand Materien zu unterhalten, und darüber Ihre Art zu denken und Ihre Meynungen zu wissen. Heute ist es mir in den Sinn gekommen, Sie zu fragen, ob Sie glauben, daß man mit vielem Witze, mit einer großen Leichtigkeit zu lernen, mit einer lebhaften Einbildungskraft, mit einem wundersamen Gedächtnisse ein großer Mann oder nur ein Mann von großem Verdienste werden

den könne, wenn man bey allen diesen seltenen Eigenschaften keinen Fleiß, noch die geringste Neigung zur Arbeit hat? Ich weis wohl, daß diese Materie zu einer großen Abhandlung Stoff geben könnte, wenn man sie ergründen und in ihr ganzes Licht setzen wollte. Ich werde mich aber mit wenigerm begnügen; und ich würde erfreut seyn, wenn Sie mir nur in wenigen Worten sagen wollten, was für einen Werth Sie auf die Liebe zur Arbeit, auf diejenige Thätigkeit und denjenigen Eifer der Seele setzen, welcher sie die Ruhe, die Vergnügungen und den Schlaf selbst aufopfern läßt, um einer unersättlichen Begierde zu wissen, zu erkennen und sich zu unterrichten, ein Genügen zu thun? Es hat vieleicht große Männer gegeben, welche träge gewesen, ihre Bequemlichkeiten, den Schlaf und das Vergnügen, nichts zu thun, geliebet haben; es würde mir sehr lieb seyn, sie kennen zu lernen, um sie zu bewundern: ich für mein Theil aber habe in der Geschichte und in der Welt nur diejenigen Menschen große Dinge thun sehen, welche ihre Bequemlichkeiten verachtet, und wenig geschlafen haben, die sehr wirksam gewesen und viel

gear-

gearbeitet haben. Kurz, gnädigster Herr, ich möchte hier gern Ihre Meynung wissen, und nicht meine vortragen. Ich schließe also mit der Bitte an Sie, jemand nicht zu vergessen, welcher mit Ihnen überall, wo er sich befindt, sehr beschäfftiget ist.

Der XCVIII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 13ten Jul. 1760.

Ich habe Ihren Brief vom 28sten des vergangenen Monates, Herr Graf, mit vielem Vergnügen erhalten. Ich finde, daß die Frage, die Sie mir darinnen thun, sehr leicht auf zu lösen ist, weil ich einerley Meynung mit Ihnen bin. Ja, der Witz ist nichts, ohne die Wissenschaft. Es ist wahr, man kann in der großen Welt schimmern, man kann aber dem Vaterlande niemals ohne ihren Beystand nützlich werden, und man kann sie ohne vielen Fleiß nicht erwerben. Ich finde

finde auch nichts so demüthigendes, als wenn man von Materien reden höret, die man nicht versteht. Sie sehen also wohl, daß der Fleiß für denjenigen sehr nothwendig ist, der etwas in der Welt werden will. Cäsar, August, Heinrich der IV, Gustav, haben sich nur durch viele große Arbeiten und vielen Fleiß so berufene und so große Namen erworben. Leben Sie wohl, Herr Graf; ich bin versichert, daß Sie einerley Meynung mit mir seyn werden. Ich bin ꝛc.

Der XCIX Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 29sten Jul. 1760.

Ob ich gleich heute keinen Brief von Ihnen erhalten habe, Herr Graf, so will ich doch nicht ermangeln, an Sie zu schreiben. Ich habe diese vergangenen Tage die Henriade des Herrn Voltaire mit vielem Vergnügen wiederum durchgelesen. Heinrichs des IV Charakter ist darinnen

mit

mit aller der Schönheit und Stärke geschildert, welche den Geist des Verfassers so gut kenntlich machen. Ich kann diese Zeile nicht genug bewundern:

Und er war seines Volks Besieger und auch Vater.

Und auch diese schönen Verse:

Durch lange Mühe lernt er erst ein Herrscher seyn;
Furchtbar und sanft wußt er zu siegen, zu verzeihn.

Diese letzte Stelle bezeichnet recht in ihrem ganzen Umfange Heinrichs des IV große Seele und Gnade. Der zweyte Gesang, der fünfte, siebente und achte, haben mich am meisten gerühret. Die prächtige und zu gleicher Zeit erschreckliche Beschreibung der Pariser Bluthochzeit, Heinrichs des III Ermordung, und endlich die Hinabfahrt zur Hölle und die Abschilderung des Tempels der Schicksale, sind nach meiner Meynung Meisterstücke. Ludwigs des XIV Charakter und die Geschichte seiner Regierung, welche der heil. Ludwig erzählet, sind sehr schöne Stücke; der Cardinäle Richelieu und Mazarins ihre, und endlich des Herzogs von Bourgogne seiner, dessen Eigenschaften Frankreich alles hoffen ließen; endlich die Schlacht bey Jvri, deren prächtige Beschreibung der achte Gesang enthält, giebt an Schönheit den andern nichts nach. Ich

habe mich vieleicht gar zu lange bey einem so berühmten Gedichte aufgehalten: das Vergnügen aber, welches es mir gemacht hat, ist Ursache gewesen, daß ich Sie heute, in Ermangelung anderer Sachen, damit unterhalten habe. Leben Sie wohl, Herr Graf. Ich schließe meinen Brief, der schon gar zu lang ist. Ich bin ꝛc.

Der C Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

1760.

Es thut mir recht leid, gnädigster Herr, daß ich einen Posttag habe hingehen lassen, an welchem Sie keine Nachricht von mir erhalten haben. Weil aber dieses Versehen an meiner Seite, dessen ich mich einiger Maßen schuldig bekennen muß, mir den Brief zugezogen hat, den Sie den 29sten Jul. an mich zu schreiben mir die Ehre gethan haben, so setze ich es unter die Zahl derjenigen glücklichen Fehler, worüber man nach dem Erfolge verdrüßlich seyn würde, wenn man sie nicht begangen hätte. Ihre Bewunderung der Henriade kömmt mir sehr billig

billig vor. Heinrich der IV verdienete einen solchen Maler, und der Herr von Voltaire hatte vieleicht einen solchen Helden nöthig, allen seinen Witz sehen zu lassen. Der besondere Umstand bey diesem Helden, daß er verbunden gewesen, durch die Waffen ein Königreich zu erobern, zu welchem er durch das Recht seiner Geburt berufen worden, hat einen großen Theil der Schönheiten hervorgebracht, welche dieses Gedicht schmücken, vornehmlich die so rührende und schimmernde Abstechung der Standhaftigkeit gegen die Sanftmuth, der Tapferkeit gegen die Gnade, Tugenden, welche Heinrich auf gleiche Art nöthig hatte, seine Unterthanen zu unterwerfen und ihre Gewogenheit zu gewinnen, nachdem er sie gezähmet hatte. So vortrefflich aber auch die Abschilderung des Charakters und der Regierung Heinrichs des IV in dem Gedichte seyn mag, welches seinen Namen führet, so gestehe ich indessen doch, daß ich zu meinem Unterrichte diesen großen und guten König viel lieber aus des Sully Nachrichten, aus dem Perefixe, und selbst aus des Herrn von Voltaire Prosa, d. i. aus demjenigen Theile seines Versuches über die

allgemeine Geschichte, der sich auf Heinrichs des IV Zeiten bezieht, kennen lernen will. Man sieht bey diesen Geschichtschreibern viele der merkwürdigsten Züge aus dem Leben dieses Fürsten, welche in der Henriade nicht haben Platz finden können; unter andern seine Rede an die zu Rouen versammelten Notabeln, welche der Herr von Voltaire eine der Unsterblichkeit würdige Rede nennet, und welche, wenn man Heinrich den IV als König betrachtet, vieleicht unter allem demjenigen, was er gethan hat, am meisten erhoben zu werden verdienet, weil nichts seine Liebe zu der wahren Ehre und seine große Fähigkeit in der Kunst, die Menschen zu regieren, besser beweist. Es ist nichts so gemein, als nach der Macht zu laufen; es ist nichts so groß, als sie zu scheuen und sich selbst Gränzen vor zu schreiben, aus Furcht, man möchte ihrer misbrauchen. Nach Heinrichen dem IV findt man in den Jahrbüchern der Welt nur Gustav Adolfen, der zu dieser Anstrengung des Geistes und der wahren Größe fähig gewesen; und ich merke hier mit dem äußersten Vergnügen an; ich wollte wünschen, daß ich es überall bekannt machen könnte;

daß eben diese beyden Könige gerade diejenigen sind, an denen Sie, gnädigster Herr, wie ich weis, das meiste Wohlgefallen haben, und die Sie vorzüglich lieben. Mein Brief ist schon so lang geworden, daß ich mich nicht mehr unterstehe, heute noch eine andere Materie an zu fangen: ich will Sie nur ersuchen, ehe ich schließe, daß Sie ferner fortfahren wollen, mich von Ihrem Lesen so zu unterrichten, wie Sie es jetzt mit der Henriade gethan haben.

Der CI Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
1760.

Ich habe Ihren letzten Brief vom 31sten Julii mit vielem Vergnügen erhalten. Sie bitten mich darinnen auch, Ihnen zu melden, was ich lese; und wenn das Ihnen ein Vergnügen machen kann, so will ich Ihnen willfahren. Ich lese jetzo Schwedens Unterhandlungen während der Gesandschaft des Hrn. Chanut unter der Regierung der Königinn Christina. Diese Nachrichten sind sehr wichtig. Herr Chanut war Gesandter in

Schweden, da es die glücklichsten Erfolge in Deutschland hatte, und noch nach dem westphälischen Frieden, das ist, zu der Zeit, da dieses Königreich und Frankreich fast ganz Europen Gesetze gaben, und dem Hause Oestreich, der fürchterlichsten Macht damals, widerstunden. Man findt darinnen den Charakter der Königinn Christina, welcher ihren großen Geist bezeichnet. Kurz, ich habe viele sehr merkwürdige Anekdoten von dem schwedischen Hofe darinnen gefunden. Ich habe auch diese vergangenen Tage den Anfang von Eduards des IV, Königes in England, Regierung in der Geschichte dieses Königreiches vom Larrey gelesen. Dieser junge Fürst gab große Hoffnung, und ich bin versichert, er würde sie noch übertroffen haben, wenn ihn der Tod nicht in seiner schönsten Jugend überfallen hätte. Sein Verstand erschien schon mit Glanze in einem Alter, wo die meisten Menschen kaum anfangen, zu denken. Er hatte im achtzehnten Jahre einen Ruhm, welchen viele Fürsten ihr ganzes Leben hindurch Mühe haben sich zu erwerben. Kurz, er wäre Eduarden dem III, und Heinrichen dem V, den beyden besten Köni-

gen, welche England gehabt hat, gleich geworden, und hätte sie noch übertroffen. Es ist wahr, man begieng große Ungerechtigkeiten unter seiner Regierung: man muß sie aber dem Ehrgeitze derjenigen zuschreiben, welche während seiner Minderjährigkeit regiereten. Er liebete die Wissenschaften und freyen Künste, und beschützete sie, so viel es ihm möglich war. Es ist sehr traurig für das menschliche Geschlecht, daß die Gustav Adolfe, die vierten Heinriche und die sechsten Eduarde so selten kommen; da uns hingegen alle Jahrhunderte Tyrannen geben, deren bloßer Namen uns Grausen machet. Leben Sie wohl, Herr Graf, mein Brief ist schon zu lang, als daß ich heute noch eine andere Materie vornehmen könnte. Ich bin ꝛc.

Der CII Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

1760.

Wenn man reiset, gnädigster Herr, so ist es so natürlich, Betrachtungen übe die Reisen zu machen, daß ich mir vornehme, die Ehre zu haben, Sie heute damit zu unterhalten. Wir leben, man

man muß es gestehen, in einem rechten Reisejahrhunderte. Ein Schwede, ein Deutscher, der nur sein Land gesehen hat, wenn er die Mittel gehabt, außerhalb Landes zu gehen, ist heute zu Tage eben so selten, als es vor hundert Jahren selten war, einen Menschen aus diesen Nationen zu finden, der ein anderes Land gesehen hatte, als seines. Der Nutzen und die Begierde, sich zu unterrichten, haben ohne Zweifel diese Gewohnheit erzeuget; die Mode hat fast eine Pflicht daraus gemacht; und es scheint, daß man ihr vornehmlich die unzähligen Wallfahrten zuschreiben müsse, die wir zu unsern Zeiten von Deutschen, Schweden, ja so gar Engländern thun sehen, welche die Welt in einem Alter durchstreichen, wo es unmöglich ist, daß ihr Unterricht der Gegenstand ihres Herumreisens und ihres Aufwandes seyn kann. Wenn es darauf ankäme, diese komische und unvernünftige Mode lächerlich zu machen, so könnte ich nicht besser thun, als wenn ich Ihnen, gnädigster Herr, einen Brief in Versen vor Augen legete, welcher vor kurzem durch einen unbekannten Verfasser an das Licht gestellet worden, dessen zierliche und leichte Feder al-

 les

les zusammen gefasset hat, was man von dieser Materie nur immer scharfsinniges und angenehmes sagen kann *). Weil es aber unter uns nicht allein auf das ankömmt, was sich für die Menschen überhaupt schicken kann, sondern besonders auf das, was sich für die Fürsten schicket, vornehmlich für solche Fürsten, die bestimmet sind, große Staaten zu regieren, so wollte ich wohl wünschen daß Sie die Güte hätten, mir zu vertrauen, was Sie von dem Nutzen der Reisen in Ansehung ihrer denken. An Beyspielen fehlet es uns nicht, wenn wir die Sache auch selbst aus diesem Gesichtspunkte ansehen. Man hat in den entferntesten Zeiten eben so, wie in unsern Tagen, Fürsten reisen und die fremden Länder mit verschiedenem Erfolge für ihre eigenen kennen lernen sehen. Sie wissen es, gnädigster Herr, ich zweifele nicht, daß Sie mir nicht viele Beobachtungen darüber zu eröffnen haben. Ich ersuche Sie, mir solche mit zu theilen und sich gefallen zu lassen, daß ich im Voraus Sie aller der Erkenntlichkeit versichere, die ich Ihnen dafür haben werde.

Der

*) Werke des Philosophen zu Sans-souci.

Der CIII Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
1760.

Ich danke Ihnen, Herr Graf, für ihren letzten Brief. Die Mode zu reisen, wovon Sie mir sageu, kömmt mir eben so seltsam vor, als Ihnen. Der Endzweck, welcher sie unternehmen ließ, ist ohne Zweifel im Anfange gewesen, sich zu unterrichten: jetzo aber, wie Sie sehr wohl anmerken, reiset man nur, damit man reise. Sie fragen mich auch in eben dem Briefe, ob ich glaube, daß die Reisen den Fürsten nützlich sind? Man hat Gründe dafür und dawider. Ein Fürst soll das Land und das Volk lieben, worüber er regieren will; er soll ihm gefallen wollen, und es sich ihm ergeben machen, so viel ihm möglich isi. Es ist kein Mittel, sich beliebt zu machen, wenn man sein Land verläßt, und andere sehen will: auf einer andern Seite aber können die Reisen einem Fürsten sehr nützlich seyn: er kann sich dadurch sehr große und nützliche Kenntnisse erwerben; er kann sich von vie-

len Dingen unterrichten, die er ohne dieß nicht wissen würde. Ich weis nicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen, wofür ich mich erklären soll, da ich auf beyden Seiten Unbequemlichkeiten sehe. Indessen, alles wohl erwogen, glaube ich doch, es würde für einen Fürsten nützlich seyn, so zu reisen, wie der Czar Peter der I. Er untersuchete alles mit den Augen eines Königes, der sich belehren und dasjenige zum Nutzen anwenden wollte, was er lernete. Leben Sie wohl, Herr Graf: die Materie, welche ich abgehandelt habe, ist vielen Betrachtungen unterworfen, die ich übergehe, damit ich nicht zu lang werde. Ich bin ꝛc.

Der CIV Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Im Aug. 1760.

Es ist wahr, gnädigster Herr, wie Sie in Ihrem letzten Briefe beobachten, daß es sehr starke Gründe für und wider den Nutzen der Reisen in Ansehung der Fürsten giebt. Was mir am entscheidensten bey denen Betrachtungen vorkömmt,

die

die sie abrathen, ist, daß man so leicht bey dem Reisen fremde Sitten annimmt, die seiner eigenen Nation oft wenig gemäß und fast allezeit sehr verhaßt sind. Auf der andern Seite aber, wie viel Kenntnisse, wie viel Einsichten sind nicht die Frucht wohl gethaner und wohl eingerichteter Reisen? Die Welt ist das vornehmste unter allen Büchern, und man kann dieses Buch nur unvollkommen studieren, wenn man davon, so zu sagen, nur ein Blatt sieht, d. i. wenn man nur ein einziges Volk in der unendlichen Anzahl kennet, welche die Erde bewohnet. Ich würde also gern, wie Sie, denken, gnädigster Herr, daß es sehr nützlich wäre, wenn die zur Regierung der Menschen bestimmten Fürsten sie durch Reisen recht kennen lerneten, und da sie viele Nationen sähen, deren eine mehr oder weniger glücklich ist, als die andern, sich richtige Begriffe von den wahren Ursachen dieser verschiedenen Grade ihrer Glückseligkeit machen könnten. Allein, ich gestehe es auch, daß man zu diesem Endzwecke nur erst in einem solchen Alter aus seinem Lande gehen müßte, wo die Reisen aus tausenderley andern Betrachtungen gar nicht mehr möglich werden.

Als ich neulich, gnädigster Herr, in den Werken des Hrn. von Voltaire die Betrachtungen las, welche dieser Geschichtschreiber über die Regierung der Königinn Elisabeth in England machet, so würde ich von einer dieser Betrachtungen gerühret, welche ich die Ehre haben werde, Ihnen mit zu theilen, um Ihre Meinung, darüber zu vernehmen. Ihr Volk, saget er, da er von dieser Königinn redet, war ihr erster Liebling; nicht daß sie es in der That liebete; denn wer liebet das Volk? sondern sie erkannte, daß ihre Sicherheit und ihre Ehre davon abhiengen, wenn sie ihm so begegnete, als wenn sie es geliebet hätte. Ich gestehe es Ihnen, gnädigster Herr, diese Stelle hat mir viel zu denken gegeben. Ich will indessen doch nicht durch mein Urtheil demjenigen vorgreifen, welches Sie davon fällen werden. Ich ersuche Sie also, alle Theile dieser Betrachtung recht zu untersuchen, und mir das mit zu theilen, was Sie von deren Richtigkeit denken.

Der

Der CV Brief.

S. K. H. an den Hn. Gr. v. S.

Drottningholm,
den 17ten Aug. 1760.

Sie haben mir, Herr Graf, in Ihrem letzten Briefe eine sehr merkwürdige Stelle aus der allgemeinen Geschichte des Hrn. von Voltaire mitgetheilet. Ich finde es sonderbar, daß er diese Betrachtung über die Königinn Elisabeth als einen Lobspruch setzet, welche keiner zu seyn scheint. Wie kann er wissen, ob diese Königinn nicht ihr Volk liebete, weil er selbst saget, daß sie ihm so begegnete, als wenn sie es geliebet hätte? Ich will indessen glauben, daß Elisabeth so dachte. Der Herr von Voltaire aber bringt ein Paradoxon vor, welches mir sehr außerordentlich vorkömmt. *Ihr Volk war ihr erster Liebling; nicht, daß sie es in der That liebete; denn wer liebet das Volk?* Ich bin versichert, daß Heinrich der IV, zum Beyspiele, seine Unterthanen wahrhaftig liebete. Das ist gleich eine Ausnahme von dem, was der Verfasser vorgiebt. Er hätte,

dünket

dünket mich, erwägen sollen, daß es Könige gegeben hat, welche schon so billig gedacht haben, diejenigen zu lieben, über die sie regiereten. Ich will nicht weiter gehen, als bis auf den Bruder eben dieser gedachten Königinn von England, Eduard den VI. Er weinete, wenn er ein Todesurtheil unterzeichnen sollte. Ich könnte noch drey bis vier andere Beyspiele anführen, welche auch diese Betrachtung bestreiten: ich glaube aber, daß diejenigen, die ich schon angeführet habe, hinlänglich sind. Das sind, Herr Graf, meine Gedanken über diese Stelle des Herrn von Voltaire. Ich hoffe, daß Sie eben der Meynung sind. Ich bin ꝛc.

Der CVI Brief.

Der Hr. Gr. v. S. an S. K. H.

Den 23sten Aug. 1760.

Ich bin durchaus Ihrer Meinung, gnädigster Herr. Ich glaube, es sey möglich, das Volk wahrhaftig zu lieben, und der Herr von Voltaire thue seinem Witze so sehr, als den Empfindungen seines Herzens, Unrecht, wenn er diese

Wahr-

Wahrheit für eine Paradoxon hält. Jemand lieben ist nichts anders, als durch seine Glückseligkeit Vergnügen empfinden. Wenn der Herr von Voltaire diese Empfindung bey sich für unmöglich hält, so beklage ich ihn, daß er sie nicht kennet, und ich bewundere ihn, daß er gleichwohl die Wirkungen derselben so gut zu malen gewußt hat. Wenn aber, wie es viel glaublicher ist, dieser berühmte Schriftsteller wahrhaftig jemand in seinem Leben geliebet hat, durch was für ein wunderliches Vernünfteln kann er in Zweifel ziehen, daß man das Volk also liebe? Sollte er etwan denken, diese Empfindung könne nur eine einzelne Person zum Gegenstande haben, und sie sey nicht in der Natur, wenn sie auf einen ganzen Haufen, dergleichen das Volk ist, gehe? Wenn aber das wäre, so könnte ein Hausvater eben so wenig seine Familie lieben. Alle Menschen würden wider einen so unartigen Satz schreyen. Tausend Hausväter und Hausmütter werden es bestätigen, daß sie nicht allein ein jedes ihrer Kinder insbesondere lieben, sondern auch für sie zusammen, und so zu sagen in einen Haufen genommen, diejenige innere Bewegung,

diejeni-

diejenige Zärtlichkeit, dasjenige Vergnügen empfinden, welches das Wort lieben allein ausdrücken kann. Ein König ist der Vater seines Volkes. Der vortreffliche Erzbischof zu Camerich, welcher besser, als jemand auf der Welt die Pflichten der Könige gekannt und gelehret hat, hat seinem Mentor diese eigenen an des Ulysses Sohn gerichteten Worte in den Mund geleget: **Liebet eure Völker, wie eure Kinder, schmecket das Vergnügen, von ihnen geliebet zu werden** rc. Der ganze Haufen des Volkes kann also als eine einzige Familie angesehen werden, deren Vater der König ist; warum sollte es unmöglich seyn, diese Familie zu lieben, für sie alle Regungen der Zärtlichkeit zu empfinden, die ein Vater für seine Kinder fühlet? Die guten Könige wissen, daß dieß nicht so schwer ist. Heinrich der IV, den Sie selbst anführen, gnädigster Herr, sagete oft zu seinen Hofleuten: **Der Ackersmann muß jeden Sonntag ein Huhn in seinen Topf stecken können.** Dieser vertrauliche Ausdruck, welcher aus dem Herzen gieng, beweist sehr wohl, daß dieser große König sein Volk nicht aus Vernünfteley

ley liebete, sondern für dasselbe wahrhaftig das Herz eines Vaters für seine Kinder hatte. Ich wiederhole es also noch einmal, ich begreife nicht, wie der Herr von Voltaire, bey Gelegenheit der Königinn Elisabeth, habe zu verstehen geben können, die besten Könige begegneten ihren Völkern nur so, als wenn sie solche liebeten, die Empfindung selbst aber fehlete ihnen. Sein Ausruf hierüber scheint mir ein wahrer Schimpf zu seyn, der allen Königen, ja so gar allen Menschen, angethan worden; denn man kann, ohne König zu seyn, eine wahre Liebe für ein ganzes Volk fühlen, das ist, seine Glückseligkeit brünstig wünschen und ein Vergnügen finden, es glücklich zu sehen.

Dieß sind ein wenig lange Betrachtungen, gnädigster Herr: ich schmeichele mir aber, daß Sie zugeben werden, die Natur dieser Untersuchung habe mir nicht erlaubet, kürzer zu seyn. Uebrigens, weil ich weis, daß Sie das unsterbliche Werk des Herrn von Fenelon, welches ich nur eben angeführet, gelesen haben, so zweifele ich nicht, Sie werden sich des einnehmenden Gemäldes erinnern, welches man darinnen von den Sitten der

Creter und den Gesetzen ihres Königes und Gesetzgebers Minos findt. Erlauben Sie mir, Sie zu fragen, ob Sie glauben, daß sich bey solchen Gesetzen und dergleichen Sitten eine Nation in der gegenwärtigen Verfassung unsers Europa erhalten könnte, und ob sie daselbst eben der Achtung genießen würde, welche die Creter unter den Völkern in Griechenland hatten? Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc.

E N D E.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gustav / Scheffer, Carl Fredrik, / Giädda, George.

Briefwechsel zwischen einem jungen Prinzen und seinem Hofmeister

Schaffhausen 1772

Paed.th. 654
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762367-6
VD18 14411458